

**Helga Kirchner**

**Laß es jetzt geschehen**

Erfahrungen mit der angenommenen Krankheit

**1993**

## **Inhalt**

|   |    |
|---|----|
| Janine Melody oder: Wie aus heiterem Himmel.....        | 3  |
| Die Intensivstation.....                                | 5  |
| Der Genesung entgegen.....                              | 10 |
| Von Schwestern und Mitpatienten.....                    | 19 |
| Ankunft in Elzach.....                                  | 30 |
| Du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht.... | 39 |
| Im Kreis der Mitpatienten .....                         | 51 |
| Zwei Schritte vor und einen zurück.....                 | 58 |
| „Heimät zue" .....                                      | 66 |
| Rückblick: Siehe, ein Neues ist im Werden .....         | 82 |

Janine Melody oder:

## Wie aus heiterem Himmel

Was ich hier niederschreibe, ist schwer faßbar - für mich ist es immer noch wie ein Alptraum. Das Schicksal streckte seine Hand nach mir aus, rührte mich an -fast unmerklich. Es blutete plötzlich in meinem Hirn, der Volksmund spricht vom Schlaganfall. Ja, ich bin vom Schlag des Schicksals hart - aber nicht unsanft - und ohne jegliches Vorzeichen getroffen worden.

Wie es passiert ist? Am Sonntag in der Kirche, auf der Kanzel, mitten in der Predigt.

Ich hatte einen Vertretungsgottesdienst übernommen mit einer Taufe. Die kleine Janine Melody würde das erste Kind sein, das ich zu taufen hatte. An diesem Sonntag war als Predigttext die Taufe Jesu nach dem Matthäus-Evangelium vorgeschlagen. Gut vorbereitet erschien ich zum Gottesdienst. Er sollte mit der Taufe des Kindes beginnen, nach dem Tauflied sollte die Predigt folgen. Es paßte alles so wunderschön zusammen: der Predigttext und das Taufgeschehen. Zwei oder drei Seiten meiner Predigt hatte ich gelesen, als mir ein Versprecher unterlief. Ich wunderte mich darüber, doch zwei Zeilen später folgte ein weiterer, dann der nächste und der übernächste. Ich hatte nur noch meine Predigt im Kopf und wollte sie zu Ende bringen - und so hielt ich mit eiserner Energie durch. Die Situation war verwirrend. Aber ich nahm die Gemeinde mit durch meine Predigt hindurch, sie folgte meinen Worten mit großer Aufmerksamkeit. Endlich war ich bei der letzten

Seite angelangt, und ich konnte das Amen sagen. Ich entschuldigte mich bei der Gemeinde für meine häufigen Versprecher und schob die Schuld an meiner Unpäßlichkeit einem Mittel gegen Schnupfen zu, das ich zuvor eingenommen hatte. Der Gottesdienst ging weiter. Es folgte ein Lied, und ich hoffte, ich würde mich allmählich wieder so weit regenerieren, daß ich das Schlußgebet sprechen konnte; aber ich hatte mich getäuscht. Es kam wieder nur Wirrwarr heraus, und ich mußte unseren Lehrvikar bitten, den Gottesdienst zu Ende zu führen.

Kaum heimgekehrt, stellten sich Lähmungen an Hand und Fuß ein. Dem eilig herbeigerufenen Arzt blieb nur noch die Benachrichtigung des Krankenwagens, der in zwanzig Minuten da war.

„So billig tust du es nicht, Gott; du nimmst nicht jemanden von der Kanzel und schickst ihn gelähmt nach Hause bzw. ins Krankenhaus, weil er nicht mehr predigen soll? Das tust du nicht.“ Diese Frage habe ich mir immer wieder gestellt, bis mir die Antwort zur Gewißheit wurde: Nein, so ist Gott nicht. Es mußte etwas Größeres sein, was sein Handeln bestimmte, das ich jetzt noch nicht zu fassen vermochte.

Mir fiel auch immer wieder der Name Melody ein und dazu ein Traum, den ich bereits vor Jahren hatte. „Singt dem Herrn ein neues Lied“ hatte es da auf einem Blatt geheißt, das mir in die Hand gedrückt wurde. Ich wußte nicht, was für ein neues Lied es sein sollte. Dieser Gedanke war mir schon gekommen, als ich den Namen zum erstenmal hörte: Janine Melody. Ich hatte sogar überlegt, ob ich ihr nicht den Taufspruch geben sollte: „Singt dem

Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder."

Der Name ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Was hatte dieser Name, dieser einzigartige Name, mit mir zu tun? Und dann fiel mir ein, daß das Kind mit dem ersten Namen Janine heißt. Janine, das ist eine Ableitung, eine weibliche Ableitung des Namens Jan und kommt von Johannes. Johannes der Täufer aber kam in der Predigt vor. An ihn waren die Worte Jesu gerichtet: „Laß es jetzt geschehen! Denn so gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er's geschehen" (Mt3,15). Das ließ mich nicht mehr los: Janine Melody und meine Hirnblutung. Was hatte das mit der neuen Melodie zu tun, was hatte das mit Johannes zu tun, denn die an Johannes gerichteten Worte waren einer der Hauptgedanken meiner Predigt gewesen: „Laß es jetzt geschehen..." Und ich habe dann in der Predigt, als meine Stimme versagte, immer noch gesagt: „Laß es geschehen!" Ich habe bis heute immer wieder darum gebetet, daß mir gezeigt würde, welcher Zusammenhang besteht zwischen Johannes, meiner kleinen Melody und dem Schicksalsschlag, der mein Leben verändern sollte.

## **Die Intensivstation**

Von dem Augenblick an, wo ich im Krankenwagen lag, war alles unwirklich. Ich wußte nicht, wo ich hinfuhr, und ich wußte nicht, wo ich ankam. Das Kabel über meiner Liege schaukelte, und ich sah zum Fenster hinaus. Ich sah, daß wir den Berg hinauffuhren ins Krankenhaus, und ich sah doch nichts. Als man mich auszog und mir das weiße Krankenhaushemd überstreifte, war mir ganz wohl. Jetzt

würde ich ein Plätzchen finden und ruhen können. Bei der Computertomographieuntersuchung soll ich viel Unruhe gezeigt haben. Die Untersuchung, die normal nur eine Viertelstunde dauert, soll sich über anderthalb Stunden hingezogen haben. Ich habe davon nichts wahrgenommen. Ich weiß nur, daß die Schwester mehrmals in das Zimmer kam und mich um Ruhe bat, aber ich erfaßte nicht, daß das mir galt. Ein ähnlicher Augenblick war für mich, als ich mit meinem Bett an den mir zukommenden Platz gerollt wurde. Tiefe Ruhe, tiefer Frieden schien um mich zu sein. Rainer war da. Er blieb noch eine halbe Stunde, aber das kümmerte mich nicht. Dann wurde mein Bett ans Fenster gerückt. Eine spanische Wand trennte mich und das übrige Zimmer. Ich hörte alles, auch Gespräche von Dritten, aber ich sah nichts.

Am Sonntagabend kam Michael mit Rainer zu mir, am Montag würde auch Susanne kommen. Da ging mir erst auf, daß es recht schlimm um mich stehen mußte. Die Kinder hatten sich eine Woche frei genommen und besuchten mich zweimal am Tag, ebenso Rainer. Sie machten immer ein freundliches Gesicht, obwohl sie mir erst kürzlich erzählt haben, was für Zustände auf dieser Intensivstation herrschten. Ich merkte von all dem nichts. Wenn ich wach war, zeigte ich mich fröhlich und ausgeglichen und nahm das Schicksal so, wie es mir gegeben war. Ich schlief viel, war aber, wenn ich erwachte, sofort ansprechbar. Die Unterhaltung lief dann etwa folgendermaßen ab: Die Kinder hatten sich daran gewöhnt, fragend mit mir umzugehen, und ich nickte oder schüttelte den Kopf, es war eine eigenartige Harmonie zwischen uns.

Unnötiges wurde nicht gesprochen. Wenn Rainer ab und zu versuchte, mir etwas von einem Buch zu erzählen oder von den Nachbarn oder ähnlichem, winkte ich gleich ab. Ich wollte das nicht hören, ich konnte ihm nicht folgen, es beanspruchte mich zu sehr. Ebensovienig konnte ich Radio hören oder einen Brief lesen. Ich nahm zwar die Worte wahr, verarbeitete sie aber nicht. Es war, als ob ich sie nicht gelesen hätte.

Am Montag oder Dienstag war es, daß ich die Augen aufmachte und Klara an meinem Bett stehen sah. Sie hatte dem Pfleger gesagt, sie sei meine Schwester, und daraufhin hatte man sie hereingelassen. Sie hatte auch Blumen besorgt, obwohl sie auf der Intensivstation verboten sind. So hatte sie mir eine Rose auf den Nachttisch gestellt. Ich hatte sie entgegengenommen und hinterher gar nicht mehr gewußt, daß sie von Klara war. Klara gab mir einen blauen Stein, der mit Gold verziert war, und sagte zu mir: „Helga, du wirst gesund, von jetzt ab wird es aufwärtsgehen, nimm diesen Stein, er wird dir Kraft geben.“ Ich nahm den Stein, und es war alles klar, was sie gesagt hatte. Ich fragte nicht: „Woher weißt du das?“ Ich wußte, daß es so war, wie sie gesagt hatte, und das beruhigte mich. Später erfuhr ich, daß sie eine Seherin aufgesucht hatte, die ihr sagte, daß ich gesund würde. Sie solle es meinen beiden Kindern sagen. Als sie fragte, wo und wie sie diese denn treffen würde - sie kannte sie nicht -, sagte ihr die Seherin, sie würde sie sehen. Und so kam es auch: Vor der Tür zu meinem Zimmer hat sie die beiden warten sehen, sie angesprochen und ihnen die Botschaft mitgeteilt.

Ganz allmählich merkte ich, daß ich zu mir zurück-

finden mußte. Ich ernährte mich widerspruchslos von dem, was man mir brachte: Ich nahm Zucker in den Kaffee und aß Brötchen, Butter und Marmelade - nur Fleisch habe ich von Anfang an abgelehnt (ich bin seit dreizehn Jahren Vegetarierin). Als Susanne das mitbekam, fragte sie mich: „Mami, warum nimmst du denn plötzlich Zucker in den Kaffee?“ Ich dachte: Das macht doch nichts, doch nun wurde mir zum erstenmal bewußt, daß vieles in meinem Gedächtnis gelöscht war. Erst neulich hat mir die Sprachtherapeutin gesagt, was die Sprech-Apraxie (das ist der Fachausdruck für meine Sprachbehinderung) alles beinhaltet, zum Beispiel daß man nicht mehr weiß, wie man Kaffee kocht. So war es auch bei mir; ich mußte alles neu lernen. Ich hatte alles vergessen, was mir vorher wichtig gewesen war. Ich gewöhnte mir also ab, Zucker in den Kaffee zu nehmen, Brötchen mit Marmelade zu essen, und lernte es, so lange den Kopf zu schütteln - ich konnte ja nicht sprechen -, bis die Schwester das Richtige geraten hatte. Ich nahm nun zum Frühstück Grießbrei und Apfelmus (Schonkost!) und habe dies die ganzen sieben-einhalb Wochen beibehalten. Ich weiß nicht, ob es der Grießbrei, der Apfelmus oder beides war, aber ich freute mich immer ganz besonders auf das Frühstück.

In den ersten Tagen fragte ich mich auch, wie ich wohl aussah, und im selben Moment entdeckte ich an der Decke einen Spiegel, in dem ich mich mit ebenmäßigem Gesicht im Bett liegen sah. Ich freute mich und dankte in diesen Tagen vor allem dafür, daß sich mein Gesicht nicht verändert hatte und nicht etwa ein schiefer Mund oder ein herunterhängendes Auge zu erkennen war. Dafür war ich



besonders dankbar.

Ansonsten nahm ich alles, wie es kam. Ich ließ mich um 4.45 Uhr morgens waschen, ich ließ mich mit einem Katheder versorgen und ertrug alles, was das so mit sich bringt - bis vor kurzem litt ich als Folge davon noch an der Blase. Ich nahm meine Tabletten und ließ mich anschließen an die Apparaturen an meinem Kopfende; es kümmerte mich nicht mehr, was ich vorher über die Intensivstation und ihre unmenschlichen Einrichtungen gedacht hatte. Es war alles gut und richtig, wie es war.

Ich hatte in der letzten Zeit viele Träume. Es war mir nicht ganz klar, welche Träume tatsächlich Träume waren und welche der Wirklichkeit entsprangen. Es war in der Woche des beginnenden Golfkrieges. Ich träumte von einer Maske, die Saddam Hussein darstellte. Sie verschwand stundenweise unter meiner Bettdecke oder unter meinem Kleid, und dann war Saddam Hussein für seine Feinde nicht zu finden. Wenn er ruhte, dann verkroch er sich hinter der Maske. Es war sogar so, daß ich spürte, wann er aufgestanden war - ich konnte dann nicht schlafen, sondern mußte ebenfalls wachen - und wenn er sich hinlegte - ich konnte dann auch liegen und schlafen. So lag ich oft in der Nacht viele Stunden wach und schlief am Tag. Ich wußte nicht, ob es Traum war oder Wirklichkeit.

Dann war noch die Sache mit dem Umzug der Intensivstation in die Kellerräume. Die Schwestern bereiteten einen Umzug vor, und um Mitternacht zog die ganze Station nach unten. Nur mein Nachbar und ich blieben zurück. Ich erzählte niemand etwas davon. Später erfuhr ich durch Zufall in einem Gespräch, daß in manchen

Krankenhäusern die Intensivstationen geräumt worden waren, um evtl. Soldaten aus der Golfregion aufzunehmen. Was sollte ich davon halten? Ich weiß es nicht, ob ich alles vielleicht nur geträumt habe.

In dieser Zeit hatte ich auch Alpträume. Ich wartete einmal auf ein Gespräch mit dem Chefarzt, dem ich eine Unterschrift zu leisten hatte. Diese Unterschrift wollte man mir aufzwingen, und so hatte man mir vorher Medikamente gegeben. Ich war davon ganz verwirrt und saß im Bett und wartete und wartete. Aus dem Nebenraum hörte ich, wie man sang und offensichtlich viel Alkohol trank. Ich dachte, jetzt würden sie sich Mut antrinken und dann diese Unterschrift von mir verlangen. Ich überlegte auch, wie ich denn schreiben sollte, da doch meine rechte Hand gelähmt war. Dann muß ich wohl eingeschlafen sein. Als ich am Morgen aufwachte, stand mir wieder die Sache mit der Unterschrift vor Augen, und ich hatte den Eindruck:

sie waren da gewesen und hatten mir die Unterschrift abgenommen - wie, das wußte ich nicht. Kurz darauf stand Frau Kaiser, die im Krankenhaus Dienst machte, an meinem Bett und begrüßte mich herzlich und überreichte mir eine Karte mit einem Engel. Da wußte ich, daß der Alptraum vorbei war. Am selben Tag erfuhr ich, daß ich von der Intensivstation auf die neurologische Station verlegt würde.

## **Der Genesung entgegen**

... rollten mich die beiden Schwestern am Freitagmittag um 14 Uhr durch lange Gänge auf die neurologische

Station. Sie hatten sich mir als Schwester Lore und Marianne vorgestellt und lächelten mir freundlich zu, als wollten sie mir sagen: „Eine neue Zeit beginnt jetzt für dich!“ Auf der Station angekommen, wurde ich erst einmal auf dem Flur abgestellt. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mich etwas umzusehen. Das war der einzige Moment für viele Wochen, wo ich mitbekam wie es außerhalb meines Zimmers zuging. Ich schaute zu, wie der Kaffee ausgeteilt wurde. Patienten, die aufstehen konnten, kamen aus den Zimmern und holten sich eine Tasse, den anderen wurde er gebracht. Ich freute mich schon: Bald würde ich nachmittags auch Kaffee bekommen. Auf den Flur führte man aus einem Zimmer eine alte Frau, die laufend vor sich hinredete bisweilen die Leute auch anschrie - und nicht zu beruhigen war. Man setzte sie genau vor das Zimmer, das ich später beziehen sollte.

Nach einer halben Stunde etwa schob man mein Bett in das leere Zimmer. Die Doppeltür war nicht angelehnt, und zwischen Tür und Schloß klemmte ein Lappen, was besagte, daß die Tür nicht geschlossen werden durfte. Später erfuhr ich, daß dies nur bei Patienten geschah, die laufend der Hilfe bedurften. Immer wieder hörte ich vom Zimmer aus die alte Frau reden und schimpfen, und es waren immer wieder dieselben Worte, die an mein Ohr drangen: „Ach, helfen Sie mir doch, so helfen Sie mir doch“, und wenn man nicht auf sie hörte, begann sie zu schimpfen. Das ging so einen ganzen Mittag. Ich wußte noch nicht, daß sie jeden Tag direkt vor meiner Tür saß und ich somit stundenlang gezwungen war, ihr Jammern und Rufen anzuhören.

Eine Stunde später kamen dann Susanne und Rainer. Susanne hatte an alles gedacht. Sie schmückte die Wände mit meinen Bildern, hing einen Kalender auf und brachte mir den Radioapparat. Sie wollte jetzt nach der sterilen Atmosphäre der Intensivstation das Krankenzimmer mit meinen Sachen persönlich gestalten, aber sie konnte nicht wissen, daß mir das im Augenblick ziemlich gleichgültig war.

In diesen Wochen schaltete ich das Radio nur ein einziges Mal ein, um eine Kassette abzuspielen. Wieder saß die Frau vor meinem Zimmer und jammerte:

„So helft mir doch, ich bitte euch, so helft mir doch.“ Ich konnte es nicht länger mit anhören. Ich war müde und konnte nicht schlafen, und die Tür stand offen - und ich war den Worten ausgesetzt, vermochte mich nicht dagegen zu wehren. In dieser Situation legte ich die Kassette ein, umständlich mit einer Hand, und hörte meine früheren Lieblingslieder und schlief dabei ein. Die Geschichte mit der Frau dauerte noch fast eine Woche. Wenn Besuch kam, dann forderte ich ihn sofort auf, die innere Tür zu schließen. Dann war das „So helft mir doch!“ nicht so laut und deutlich zu hören.

Die Woche verging. Am Abend hatte mir eine Bekannte einen Blumenstrauß gebracht, ganz überraschend, und ich hatte das Gefühl, die Blumen wollten mir etwas sagen. An diesem Samstagabend tauchte auch die Maske von Saddam Hussein noch einmal auf. Auf dem Stuhl lag eine zusammengefaltete Windel, die das Aussehen der Maske aus meinen Träumen hatte. In dieser Nacht war es plötzlich laut auf dem Flur. Ich hörte die Nachtschwester unwillig

und erregt sagen:

„Das Maß ist voll!“ Dann klangen noch einmal von ferne die Worte an mein Ohr: „So helfst mir doch!“ Die alte Frau wurde am Sonntagmorgen in eine geschlossene Anstalt gebracht. Ob ihr je geholfen wurde? Als ich in den folgenden Tagen den Blumenstrauß betrachtete, mußte ich immer an die Episode mit der gestörten Frau denken und daß das nun zu Ende war für mich. Auch die Maske hatte sich zum letzten Mal in Erinnerung gebracht. Denn von diesem Zeitpunkt an ging es endgültig aufwärts mit mir.

Das erste Wort, das ich nach zwei Wochen des Schweigens sagte, war das Wörtlein „Nein“. „Nein“, habe ich gesagt, und die Schwester hat es gleich registriert und meinem Mann erzählt. An dieses „nein“ reihten sich nun noch mehr Wörter; dennoch ich war nicht zufrieden. Denn es kam vor, daß ich gerade das Wort, das ich sagen wollte, nicht aussprechen oder nicht finden konnte. Auch war ich nicht imstande, mich daran zu erinnern, wer ich war. Ich hatte meinen Namen vergessen. Ich wußte nicht, wo ich zu Hause war, kannte die Namen der Nachbarn nicht mehr. Vergeblich habe ich versucht, mich an mein Geburtsdatum zu erinnern, von Telefonnummern ganz zu schweigen. Daß ich mich nicht mehr erinnern konnte, machte mir Angst. Eine Unterhaltung spielte sich etwa folgendermaßen ab: Ich sagte einen halben Satz - und dann fing mein Mann oder Susanne an zu rätseln, wie er weitergehen mochte. Mir fehlten einfach die entsprechenden Worte.

Am schlimmsten waren für mich die Chefarztvisiten. Sechs bis acht Schwestern und Ärzte standen an meinem Bett, und ich sollte mich äußern, ob und wo ich

Beschwerden oder ob ich überhaupt etwas mitzuteilen hatte. Es war unterschiedlich: an manchen Morgen ging es gar nicht, dann gab es wieder Tage, wo mir die Sätze frisch und frei von der Leber weggingen. Ich versuchte auch, mir anhand von Stichworten zu merken, was ich sagen wollte. Aber wenn die Visite das Zimmer betrat, waren die Worte weg, und ich brachte meistens nur Wirrwarr heraus. Einmal, so erinnere ich mich, habe ich hintereinander ein paar Sätze fehlerfrei gesprochen, was mir auch das Lob des Chefarztes eingebracht hat. Aber unter dem Strich blieb: Ich konnte auf meine Sprache nicht bauen, es kam stets anders heraus, als ich wollte. Es schlichen sich immer wieder Fehler ein, und jedesmal war es ein anderes Wort, das mir fehlte.

Eine Logopädin versuchte mit mir die Fehler aufzuarbeiten und Licht in das Dunkel zu bringen. Sie gab mir einzelne Kärtchen, auf denen einfache Dinge gezeichnet waren: ein Haus, ein Streichholz oder ein Garten. Ich sollte die jeweiligen Begriffe nennen und sie auch kurz beschreiben. Es klappte nicht so recht, denn ich fühlte mich unterfordert. Ich wußte zwar, was bei den einzelnen Kärtchen von mir verlangt war, aber ich kam momentan nicht auf den Begriff. Der jungen Frau gelang es nicht, mit mir ins Reine zu kommen.

Ich bekam damals viel Besuch. Wenn er gegangen war, wollte ich mir aufschreiben, wer da war, um mich daran erinnern zu können. Es war immer dasselbe:

Wenn jemand hereinkam, wußte ich spontan den Namen, aber später hatte ich ihn wieder vergessen. Die Logopädin ermunterte mich, nicht aufzugeben und eine

Liste anzulegen, auf der ich jeden Tag mit der linken Hand das Datum und darunter die Namen derer, die vorbeigekommen waren, zu schreiben versuchte. Jetzt ging es mir oft so, daß ich die Buchstaben vertauschte oder überhaupt nicht mehr wußte, wie der Name richtig geschrieben wurde. Ein neues Hindernis. In dieser Zeit habe ich viel gelernt über mich und mein Gedächtnis, darüber, daß ich alles zu wissen vermochte und sogleich alles wieder vergaß.

Doch zurück zum Besuch. Es kamen ganz verschiedene Leute, wirklich mitfühlende und solche, die nur einmal auf einen Sprung hereinschauten, um dann beruhigt die Nachricht zu Hause zu verbreiten, daß es mir schon wieder viel besser gehe und daß ich es auf jeden Fall schaffen würde. Manche kamen und berichteten haarklein von dem Leben zu Hause, an dem ich jetzt nicht teilhaben konnte. Sie konnten nicht verstehen, daß mein Interesse jetzt noch nicht soweit reichte. Sie meinten es gut. (Was soll man auch bei einem Krankenbesuch sprechen?) Aber ich konnte vieles, was da an mich herangetragen wurde, gar nicht verkraften. Ich lernte schnell zu unterscheiden und lernte auch, auf die Besuche, die mich überforderten, entsprechend zu reagieren, mich im Bett zurückzulegen und die Augen zu schließen. Doch ich entwickelte auch ein Gefühl für diejenigen, deren Liebe aus dem Herzen kam, die zu wissen schienen, wie es um mich stand - die nicht viel sagten, sondern deren Händedruck um das Lächeln um die Augen zur Verständigung genügten. Auf meinem Nachttisch, auf dem Fensterbrett um auf dem Tisch häuften sich die Blumen, und ich freute mich, wer alles an

mich dachte. Jeder Strauß hatte seine Geschichte, und mit dem Namen dessen, der ihn mir schenkte, war unlöslich der Eindruck verbunden den er bei seinem Besuch auf mich machte. Und wem ich ihn in Zukunft auf der Straße treffen sollte, so wird er mir ein Stück näher oder vielleicht auch ein ganze Stück ferner sein. Ich habe während der Krankheit einen neuen Blick für die Menschen bekommen.

Von Zeit zu Zeit wurde ich mit meinem Bett zu Untersuchungen gefahren, den Fahrstuhl hinunter oder hinauf, zum Beispiel zum EEG (Elektroenzephalogramm). Es waren dies die wenigen Male, daß ich aus meinem Krankenzimmer herauskam. Die Untersuchungsergebnisse erfuhr ich nicht, aber daß sich etwas in meinem Kopf verändert hatte, das merkte ich. So fiel mir eines Tages der Name „Orschweier“ ein. Orschweier ist ein kleiner Ort in der Umgebung von

Ettenheim. Nun überlegte ich, wie der nächste Ort hieß: „Mahlberg“ konnte ich sagen und „Kippenheim und „Ringsheim“. Plötzlich waren alle Ortsnamen da, die Ettenheim umgeben. Ich erzählte es meinem Mann, der Bettnachbarin und schließlich auch dem Arzt. Es war eine riesige Freude und der Anfang von dem, was noch folgen sollte.

Ein paar Tage später fiel mir dann, wie von selbst mein Name ein und auch der meines Mannes und die meiner Kinder. Ich sagte vor Freude laut alle Namen auf. Wenig später war es dann die Nachbarschaft, die in der Erinnerung auftauchte. Alle Namen konnte ich aufzählen, Geschäfte fielen mir ein und die Namen der Geschäftsleute, die Straßen und Plätze unserer Stadt. Es



kam immer mehr dazu, und so begann ich, mein Gedächtnis wieder in Besitz zu nehmen. Es ging sogar so weit, daß mich mein Mann eines Tages nach der Telefonnummer meines Bruders fragte, sich aber gleichzeitig entschuldigte, weil ich sie ja nicht wissen konnte. Ich dachte nach und sagte ihm die Nummer. Er schaute ziemlich erstaunt und sagte: „Schön, ich werde zu Hause noch einmal nachschauen.“ Die Nummer hat gestimmt. Schwierigkeiten hatte ich nur mit den Namen, die mir hier begegneten. Ich konnte mir z. B. die Namen der Schwestern nicht merken oder die Namen von Medikamenten, die ich einnehmen mußte. Selbst heute fällt es mir noch schwer, wenn ich mich an einen Namen aus dieser Zeit erinnern soll.

Ich machte Fortschritte, auch was meinen Fuß und meine Hand anging. Jeden Tag kam zu mir die Krankengymnastin und behandelte mich jeweils eine halbe Stunde. Eines Tages war es dann soweit. Ich sollte zum ersten Mal stehen bzw. gehen. Die Therapeutin hatte noch eine zweite Person mitgebracht, und beide stellten sich rechts und links von mir auf und waren bereit, mich - wenn ich fallen sollte - aufzufangen. Ich versuchte zu stehen - aber was war das für ein Stehen! Die rechte Hälfte schien gar nicht zu mir zu gehören, sie kippte einfach weg. Im Liegen fühlte sich das rechte Bein fast so an wie das linke, aber beim Stehen merkte ich, daß ich weit davon entfernt war, allein stehen bzw. gehen zu können. Langsam mußte ich erst das Stehen lernen, und die beiden schleppten mich - mehr, als ich selber ging - durch das Zimmer und lobten mich dann dafür, daß ich es gut gemacht hätte. Da kam es

mir wieder erneut zu Bewußtsein: Ich war behindert. Ich wollte es nicht wahrhaben und machte mich stürmisch an meine Gehversuche, doch jetzt mußte ich mir dauernd anhören: „Langsam, Sie müssen langsam gehen, Sie sind ja schließlich nicht gesund.“ Sicher, ich war nicht gesund, aber so schnell lernt man eben nicht behindert zu sein.

In den folgenden Wochen ging ich zur Gymnastik in den Gymnastikraum hinunter. Ich lernte dabei meine Kräfte einzuteilen; denn das wieder wußten die Therapeuten nicht: Wenn ich mich unterwegs zu sehr anstrengte, d. h. wenn ich den Rollstuhl mit den Beinen anschob, dann hatte ich keine Kraft mehr, unten die Übungen zu machen. Ich mußte mich also fahren lassen und mit meiner Kraft haushalten, damit ich zurechtkam. Wenn ich eine Gymnastikstunde beendet hatte, konnte ich nicht schnell genug wieder ins Bett kommen, und ich schlief einfach, weil ich die Erholung so nötig hatte.

Um diese Zeit muß es gewesen sein, etwa fünf Wochen nach der Gehirnblutung, daß ich den Entschluß faßte: „Ich will wieder gesund werden!“ Bisher hatte ich alles hingenommen, wie es kam. Ich hatte gegessen, mich waschen lassen, alle Untersuchungen ertragen, auch die Übungen fleißig mitgemacht, aber bei allem war ich doch irgendwie passiv gewesen. Ich hatte gedacht, daß das alles wohl seinen Sinn hat, aber es auf mich dabei gar nicht ankam. Nun faßte ich den Entschluß, selbst etwas dazu beizutragen. Ich wollte alles daransetzen, um meine Gesundheit wiederzuerlangen. Das war ein wichtiger Entschluß.

Damals merkte ich, daß ich nicht mehr beten konnte.

Bisher war mir das gar nicht zu Bewußtsein gekommen, aber als ich beten wollte - auch um den Fortschritt in der Genesung - merkte ich plötzlich, daß es nicht mehr ging. Ich erinnerte mich an die Worte, doch der innere, lebendige Kontakt fehlte. Ich habe das zuerst niemandem gesagt. Ich habe mir Bücher bringen lassen und geglaubt, diesen Kontakt wieder herstellen zu können; doch es sollte lange dauern, bis ich wieder beten konnte. Ich hatte nie gewußt, wie das Leben ohne Gott ist. In meinen Predigten hatte ich immer wieder auf die Wichtigkeit des Kontakts mit Gott hingewiesen, weil das für mich selbstverständlich war: Er war da, und ich wußte, ich konnte nie tiefer fallen als in seine Hand. Bei allem Leid, das mich bisher bekümmert hatte, war letztlich immer die innere Stimme da, daß mir nichts Schlimmeres passieren konnte als das, was Gott zuließ. Nun sollte ich eine Straße des Leids gehen, auf der ich allein war. Angst überfiel mich, die ständig wuchs. Da stand ich nun, allein mit meinem bißchen Leben und bangte darum. Es waren kleinere und größere Anlässe, durch die sich die Angst in mein Leben einschlich - und die Anlässe verschwanden, und ich war nackt und sah vor mir die bloße Angst um das Überleben.

### **Von Schwestern und Mitpatienten**

Ich war gerade vier Tage auf der Station, als es an der Tür klopfte und Lernschwester Erna hereinkam. Sie hatte mit fünfzig Jahren noch eine Lehre als Krankenschwester begonnen und fragte mich nun, ob ich bereit wäre, bei der Prüfung für sie als „Modell“ zu dienen. Ich sollte mich an

dem Morgen bereithalten und unter der Aufsicht der zuständigen Lehrkraft mich von ihr waschen und füttern lassen. Ich sagte zu, denn passieren konnte mir ja nichts. Warum sie denn gerade auf mich gekommen sei, versuchte ich sie zu fragen. Sie sei auf die Station gekommen und da habe sie gewußt: die Frau werde ich fragen.

Ich habe noch nie eine Prüfung so leicht bestanden wie diese, und daß eine gute Note dabei herausgekommen ist, das war nicht mein Verdienst. Aber ich rückte damit in das Interesse sämtlicher Schwestern, ja sogar der Arzt beglückwünschte mich nach der Prüfung zu dem Erfolg. Von diesem Tag an sorgte Schwester Erna in besonderer Weise für mich. Um für mich ein vegetarisches Abendessen zusammenzustellen, ging sie selber hinunter in die Hauptküche und schaute nach, was an Vorräten vorhanden war; ich habe das im nachhinein erfahren. Wenn sie Spätdienst hatte, ging sie abends nicht nach Hause, ohne sich vorher von mir zu verabschieden und mir eine gute Nacht zu wünschen. Ich fühlte mich bei ihr und durch sie ganz besonders geborgen.

Etwas anderes möchte ich noch erwähnen. Einige Tage nach meiner Verlegung auf die neurologische Station kam am Morgen eine Frau zur Tür herein, offenbar eine Schwester, und brachte mir das Frühstück. Es war Frau Kaiser, die mir auf der Intensivstation die Engelkarte überreicht hatte. Sie versah immer dienstags ihren ehrenamtlichen Dienst, den Besuch an den Krankenbetten. Ich war die erste, zu der sie mit dem Frühstück kam. Sie fütterte mich und brachte mir immer eine besondere Kleinigkeit mit. Ich hatte den Eindruck, daß sie sich freute,

mir hier im Krankenhaus zu begegnen. Heute weiß ich, daß sie mich für voll nahm. Meine Behinderung war für sie kein Grund, mich anders zu behandeln.

Meine erste Mitpatientin war eine sechzig- bis siebzigjährige Frau. Sie hatte eine Gehirnoperation hinter sich und sollte jetzt noch etwa zwei Wochen in der Neurologie eine Nachkur machen. Diese Frau erregte insofern meine Aufmerksamkeit, als sie mit ihrer Tochter aufzog, die jung, dynamisch und tüchtig war und dazu beitragen wollte, daß ihre Mutter rasch wieder gesund wurde. Die Tochter wohnte eine Woche lang in der Nachbarschaft der Klinik, tauchte morgens vor dem Frühstück auf und setzte sich mit einer Strickarbeit an das Bett der Mutter. Die Mutter hatte zu gehorchen und zu essen, was die Tochter für gut hielt. Sie machte schon Pläne mit ihr, wohin die nächste Reise gehen sollte und was die Mutter unbedingt für den Sommer noch zum Anziehen brauchte. Abends nach dem Abendessen verabschiedete sie sich dann mit einem Küßchen, um am nächsten Tag wieder etwas Neues auf Lager zu haben. Ich bekam einiges von den Gesprächen mit, aber zugleich war ich sehr müde und kümmerte mich nicht darum, was da neben mir sich abspielte. Als die Tochter nach einer Woche wieder fort mußte, ging es mit der Gesundheit der Mutter bergab. Sie aß nicht mehr, war auch kaum mehr ansprechbar und wurde schließlich eines Tages auf die Intensivstation gebracht. Ich weiß, daß sie später in ein anderes Zimmer der Station verlegt wurde und eine Woche vor mir nach Hause durfte. Ich habe mir so meine Gedanken gemacht: Ob die Mutter das Fortgehen der Tochter nicht verkräftet

hat? Oder waren der ständige Besuch und das ständige Beredetwerden nicht einfach zuviel für die Frischoperierte?

Ich mußte an meine eigene Tochter denken. Sie kam und besuchte mich regelmäßig. Meistens fuhr sie eine Stunde mit dem Bus, um dann zwei Stunden bei mir zu sein. Sie brachte ihr Strickzeug mit oder bereitete sich auf ihre Fahrprüfung vor. Wir sprachen wenig. Ab und zu streifte mich ihr Blick, wir lächelten einander an und wußten, es war gut so. Der andere gab einem Kraft, und das bloße Gefühl, daß er da war, war beruhigend; es hätte ja auch anders sein können. Auf dem Weg der Genesung half mir meine Tochter nicht. Den mußte ich allein finden und auch gehen, hier mußte ich mich ganz und gar nach meiner eigenen Uhr richten. Auf diesem Weg konnte mir niemand behilflich sein, denn er bot vielerlei Erkenntnisse und Einsichten, die gerade für mich von Wichtigkeit waren, die ich selber verarbeiten und in den Strauß, in den Blumenstrauß meines Lebens einfügen mußte.

Meine nächste Mitpatientin war eine junge Frau mit Namen Müller. Ich erinnere mich noch heute an ihren schicken Jogginganzug und daß sie sich jedesmal, bevor sie das Zimmer verließ, die Haare kämmte. Sie hatte langes, dunkles Haar, trug eine Brille und vergaß nie am Morgen ihre Schönheitssalbe sorgfältig im Gesicht zu verteilen.

Ich verstand mich mit Frau Müller sehr gut. Sie hatte ein Bandscheibenleiden. Für mich zählte nur, daß sie aufstehen durfte und bereit war, alle Handgriffe im Zimmer zu machen: vom Öffnen des Fensters bis zum Schließen der Tür oder die Blumen mit frischem Wasser zu versorgen. Sie sollte sich nämlich viel bewegen um der Entstehung einer

Thrombose vorzubeugen. Auf diese Weise lasse sich die Spritzerei in den Bauch oder in den Oberschenkel umgehen, hatte ihr der Arzt wortreich geraten, und so tat sie alles, damit auf die Spritzen verzichtet werden konnte. Ich hingegen bekam täglich zwei Spritzen, und für mich waren dies Worte nicht gerade ermunternd, denn sie zeigten mir, daß mit zweierlei Maß gemessen wird. Die Spritzen verdünnen das Blut und sollen verhindern, daß sich beim Patienten eine Thrombose bildet. Mir war klar, daß man bei meiner Bettlägrigkeit kein Risiko eingehen wollte. Trotzdem fand ich die Begründung unpassend, mit der der Arzt seine Ermahnung an Frau Müller schloß: „...oder wollen Sie, daß Ihr hübscher Bauch total zerstoichen wird?“

Ähnlich war es mit der Antwort, die die Patientin auf ihre Frage bekam, ob nicht noch eine Röntgenuntersuchung nötig wäre. Der Arzt versuchte ihr deutlich zu machen, daß es schädlich sei, ihren jungen Körper diesen Strahlen auszusetzen. Ich selbst wurde viele, viele Male geröntgt, und keiner machte sich Gedanken, wie gut oder wie schlecht das für meinen Körper war. Da wurde mir auch wieder die Schwere meines Falls bewußt. Das ließ mich nachdenken. Wie gesund hatte ich bisher doch gelebt: Vollwertkost, Gemüse und Obst aus dem Garten oder aus dem Bio-Laden, gespritztes oder sonst wie behandeltes kam nicht auf den Tisch. Wir hatten versucht, so natürlich wie möglich zu leben. Und jetzt: wie viel von alledem, was mir vorher wichtig war, wurde durch die Krankheit in Frage gestellt! Nichts zählte mehr, außer gesund zu werden. Das gab mir schon zu denken.

Was fängt eine Frau mit einem langen Tag im Krankenhaus an? Lesen, abends fernsehen, ja und dann Radio hören. Frau Müller ließ sich ein Radio am zweiten Tag von ihrem Mann bringen. Ob es mich störe, fragte sie. Aber die Frage war nur der Form halber gestellt, die Antwort war eigentlich von vornherein klar. Sie hörte Radio, sehr leise und nicht zu nachtschlafender Zeit, dennoch störte es mich. Ich wußte, daß es ihr wichtig war, und versuchte, das Stören bei mir zu verdrängen und mich einfach nicht darum zu kümmern. Aber ich schaffte es nicht. Ich war den Tränen nahe; schließlich faßte ich mir ein Herz und sagte es ihr. Ich war einfach noch nicht soweit, Radio zu hören. Mein eigener Apparat stand auf dem Nachttischchen, und erst einmal hatte ich ihn eingeschaltet. Nach einiger Zeit - es hatte mir keine Ruhe gelassen - schlug ich ihr vor, doch Kopfhörer zu benutzen. Ich würde mit meinem Mann sprechen, daß er sich darum kümmerte. Sie schien auf den Vorschlag einzugehen, aber zu meiner Überraschung brachte ihr Mann nach zwei Tagen welche mit, und nun hörte meine Nachbarin mit gutem Gewissen ihre Schlager und Lieblingssendungen. Von da an war das Verhältnis zwischen uns noch einmal so gut, denn ich hatte ihr signalisiert, wie wichtig es mir sei, daß sie sich wohlfühle und das tun könne, was ihr Spaß mache - und auch sie hatte mir zu verstehen gegeben, daß sie meine Empfindlichkeit ernst nehme. So hatten wir schließlich eine Lösung gefunden, die beide zufriedenstellte.

Zum Abschied brachte mir Herr Müller einen wunderschönen Rosenstrauß, und ich war nach zwei Wochen so angenehmer Bettnachbarschaft gespannt, wer nun zu



mir ins Zimmer kommen würde.

Die dritte, mit der ich das Zimmer teilte, hieß Helga Stählen. Sie kam unmittelbar, nachdem Frau Müller gegangen war, und mußte warten, bis das Bett und alle Sonstige wieder gerichtet war. So saß sie auf einen Hocker an der Wand, neben sich einen modernen Koffer und starrte vor sich hin. Ab und zu warf ich einen Blick auf sie. Mir kam sie sehr mondän vor in ihren schicken Mantel und der frisch getönten Frisur. Ich fragte mich, was ihr wohl fehle, konnte mir aber selbst noch keine Antwort darauf geben. Kaum war die Schwester gegangen, verwandelte sich die Frau förmlich in einen Wasserfall, der nicht mehr zu sprudeln aufhörte. Ich erfuhr binnen weniger Augenblicke, daß sie drei Kinder hatte, was ihr Mann war und noch vieles mehr. Ich schloß die Augen und versuchte zu schlafen, denn das war mir doch zu viel. Ich befürchtete, daß das nun so weitergehen würde. Doch das war nur der erste Moment des Kennenlernens. Es schien so, als ob sie erzählen und erzählen müßte, bis ich alles von ihr wüßte. Ich erfuhr auch, daß sie schon 33 Jahre Tennis spielte und im Tennisclub eine wichtige Funktion ausübte. So war es auch zu ihrem Krankenhausaufenthalt gekommen. Einer ihrer Tennisfreunde, ein Sportarzt hatte ihr Spritzen gegeben, da etwas mit ihrem Arm nicht stimmte, und sie hatte sich nun einen Spritzenabszeß zugezogen. Der Chefarzt der Chirurgie, der ebenfalls Tennisspieler war, sollte sie untersuchen und eventuell eine Operation vornehmen. Dieser Chefarzt ließ einen Tag auf sich warten. Dann aber kam er, untersuchte sie, und sie wurde bereits am nächsten Tag operiert, obwohl es ein Samstag war. Zu

Operation war sie noch zu Fuß gegangen und hatte gemeint, es würde schon nicht so schlimm werden. Nach vielen Stunden erst kam sie zurück: bleich, die Haare in Stirn und Gesicht, sie wollte nur noch ins Bett. Sie verstellte sich nicht, sondern lebte ihr Leiden und wollte nur noch eine zweite Zudecke, weil sie fröstelte. Man merkte ihr an, daß sie Schüttelfrost hatte. Als ihr Mann kam, bat sie ihn lediglich, er möge ihr Hände und Füße massieren, das würde ihr helfen, den Schüttelfrost loszuwerden. Er begann damit, ohne viel nachzufragen. Etwa eine Stunde lang rieb er ihr die Hände und Füße. Dann sagte sie: „Jetzt ist es genug, ich werde warm.“ Sie verabschiedeten sich, und er ging. Nun konnte sie schlafen. Dieses natürliche Verhalten nach der Operation hat mir die andere Seite der Helga Stählin enthüllt.

Am nächsten Tag ging es ihr bereits besser, am dritten Tag konnte sie aufstehen, und ihr erster Weg führte sie zum Friseur im Haus. Gepflegt und die Anstrengungen der Operation unter Rouge und Make-up versteckt, so konnte man ein neues Leben beginnen. Es war auch just an dem Tag, als das längst ersehnte Telefon installiert wurde. Frau Stählin begann nun, vom Bett aus ihre Lieben zu Hause und in der näheren Verwandtschaft zu beschäftigen. Sie hatte alles im Kopf und für die Zeit ihrer Abwesenheit sich Gedanken gemacht, wie alles zu Hause zu bewerkstelligen sei. Und das Schöne daran war, daß es zu klappen schien. Der Schwager bemühte sich darum, das Zimmer des Vaters zu renovieren, ihr Mann hatte seine Aufgaben und die Töchter auch.

Zwischen den Anrufen ging sie spazieren, erledigte die

verordneten gymnastischen Übungen und hatte auch noch Zeit für mich. Anfangs ging sie ab und zu, dann immer regelmäßiger mit mir zur Toilette und führte mich wieder zurück ins Zimmer. Das war sehr angenehm für mich, nicht immer die Schwestern bemühen zu müssen, und ich merkte, daß sie es gern tat. Wir waren schon bald ein bekanntes Paar: Frau Stählin Arm in Arm mit mir auf dem Gang zur Toilette. Wir kamen uns immer näher. So wie ich manches von ihr übernahm und sie beobachtete, so suchte sie auch mit mir den Kontakt. Ich erwähnte schon, daß sie mir anfangs nicht genug von sich mitteilen konnte. Immer wieder kamen solche Phasen, wo sie erzählte und erzählte und ich ihr lauschte. Ich aß zu jener Zeit im Krankenhaus mittags Vollwertkost, was mir ausgezeichnet bekam. Obwohl Frau Stählin sich nie damit beschäftigt hatte, bestellte auch sie nach wenigen Tagen einige Gerichte und fand, daß sie schmeckten und daß sie sie auch ausgezeichnet vertrug. Ich sagte ihr, ich würde meine Salatsauce zu Hause mit Leinöl, Hefe und Sahne anmachen. Obwohl mir damals die Wörter noch fehlten, bestand sie darauf, daß ich mich erinnerte und ihr ganz genau sagte, was ich sonst noch an Zutaten hinzufügte. Ähnlich war es auch mit den Getreidesorten. Sie wollte ganz genau wissen, welche Wirkungen Hafer, Gerste und Buchweizen hätten, und ich mußte mir große Mühe geben, das alles aus dem Gedächtnis noch zusammenzubringen.

Und da war noch etwas, was uns verband. Vor drei Jahren hatte ihre Mutter einen Schlaganfall. Sie war an Händen und Füßen wieder ganz gesund, nur mit der Sprache haperte es. Nach ein paar Tagen stand die alte

Dame dann vor mir, streckte mir ihre Hände entgegen und sagte: „So gesund werden Sie auch einmal, ich weiß es.“ Nun, sie hatte wohl nur einen leichten Schlaganfall, und es hatte sich bei ihr von selber wieder gegeben. Aber damals hat mir das viel Mut gemacht.

Ich nahm Frau Stählin als jemanden, der mir geschenkt war, um mich wieder ins Leben zurückzuführen. Sie nahm das Leben von einer Seite, wie ich es noch nicht kannte, und ich bewunderte sie. So ergab es sich auch, daß ich ihr in den letzten Tagen das „du“ anbot. (Sie ist ein Jahr jünger als ich.)

Eines Morgens war es dann soweit. Bei der Chefarztvisite wurde mir gesagt: „Am Mittwoch werden Sie in Elzach erwartet, dann wird ein Platz für Sie frei sein.“ Siebeneinhalb Wochen im Krankenhaus näherten sich dem Ende. Nun stand mir mit dem Rehabilitationszentrum etwas Neues bevor.

Am Dienstag brachte mich Helga Stählin zum Friseur. Sie hatte mich telefonisch angemeldet und denjenigen beauftragt, der die schicksten Frisuren machte. An ihrem Arm fuhr ich mit dem Fahrstuhl aufwärts, und ich kam mir vor, als käme ich in eine andere Welt, obwohl es doch nur ein Stockwerk höher und um ein paar Ecken herum ging. Ich nahm im Friseursalon Platz und mußte mich nun auch äußern, was für eine Frisur ich haben wollte. Das fiel mir schwer, denn der Friseur wußte ja nichts von meiner Sprachbehinderung. Das Waschen und Schneiden dauerte länger, als ich angenommen hatte. Ich fürchtete, es nicht durchzustehen, und wollte schon verzweifeln, aber ich

nahm mich zusammen, es mußte gehen. Und es ging auch. Mit einem Superschnitt kam ich - von Helga begleitet - rechtzeitig nach unten zum Abendessen. Am Morgen des letzten Tages fragte ich den Arzt, ob ich heute wohl allein zur Toilette gehen dürfte. Er schaute mich genau an, fixierte mein Gangbild und stimmte dann zu. Aber vorsichtig sollte ich sein. Das mußte er mir nicht zweimal sagen.

Ich konnte also am letzten Tage - wie ich wollte - zur Tür hinaus- und wieder hereinspazieren. Draußen auf dem Flur stand ein Stuhl, ich nahm darauf Platz und ließ die letzten sieben Wochen an mir vorüberziehen. Ich saß auf diesem Stuhl und nahm alles wahr, was um mich herum vorging. Es kamen und gingen Ärzte, Schwestern und Besucher vorbei, dazwischen auch Patienten, die aufstehen durften. Ich registrierte alles ganz genau. Plötzlich sah ich eine Frau durch die Pendeltür kommen. Beim näheren Hinsehen stellte sich heraus, daß es meine Nachbarin war. Nun erkannte sie auch mich. Sie hatte nicht damit gerechnet, daß ich ihr hier draußen begegnen würde. Sie sagte, sie habe immer schon einmal vorbeikommen wollen, und heute habe es endlich geklappt. Ich teilte ihr mit, daß ich heute noch entlassen würde, jedoch nicht nach Hause, sondern nach Elzach. Dies war mein letzter Besucher im Krankenhaus.

Um zwölf Uhr war Susanne da und packte meine Sachen zusammen. Das letzte Mittagessen kam, und ich konnte mich kaum mehr gedulden, bis mich Helga um 14 Uhr zum wartenden Auto brachte. Nachdem ich mich bei den Schwestern verabschiedet hatte, konnte ich endlich

einsteigen, was übrigens leichter ging, als ich gedacht hatte. Wir fuhren auf Elzach zu und einem neuen Leben entgegen.

### **Ankunft in Elzach**

Die Rückeinfädelerung ins Leben begann. Beim Einbiegen in die Vorfahrtsstraße hatte Rainer Mühe, sich in den laufenden Verkehr einzuordnen. Auf der B 3 war der Verkehr so dicht, daß mir ganz schwindelig wurde. War es vor sieben Wochen denn auch so gewesen? Ich konnte mich nicht erinnern. Die Autos rasten an uns vorbei, ramnten uns beinahe. Ich mußte meine Augen schließen, um das überhaupt durchzustehen. War ich in den sieben Wochen ganz aus dem Leben herausgekommen, oder hatte sich das Leben so schnell verändert? Ich weiß es nicht. Auf der Autobahn war es dann noch hektischer. Die Autos überholten uns, eines schneller als das andere, und ich dachte, es ist gut, wenn ich nach Elzach komme und noch ein wenig Pause habe, bevor ich in das alltägliche Leben zurückkehre. Es wäre nicht gut gewesen, sofort nach Hause zurückzukehren und mit meiner Krankheit all dem ausgesetzt zu sein, was mich noch ängstigte und mir im Moment zu schaffen machte. Wo lag überhaupt Elzach? Irgendwo am Westrand des Schwarzwaldes, nördlich von Freiburg. Ich hatte mir darüber keine Gedanken gemacht. Elzach, das war für mich verbunden mit guten Therapeuten, vor allem was die Sprache anbelangt. Nach etwa einer Stunde erreichten wir den Ort und sahen kurz darauf das Hinweisschild „Neurologische Klinik“. Wir

folgten dem Schild und führen aus dem Städtchen heraus, bergauf, einem Gebäude zu, das am Wald lag. Das erste, was mir auffiel, waren die Aufschriften „Hirnklinik“ und „Klinik für Hirngeschädigte“. Soweit war ich nun also.

An der Pforte ließ mich mein Mann die Formalitäten selbst sagen, und ich hatte wieder große Mühe, meinen Namen auszusprechen, meinen Herkunftsort und mein Geburtsdatum. Aber irgendwie schaffte ich es. Stolz wandte ich mich wieder Susanne und Rainer zu und nahm auf der Couch-Ecke in der Eingangshalle Platz, von wo Schwester Lissy mich abholte. Sie führte mich durch lange Gänge, vorbei am Speisesaal und an der Schwesternstation. Ich mußte mich bei ihr einhängen, weil ich so weit noch nicht gehen konnte. Wann würde sie vor meinem Zimmer haltmachen? fragte ich mich. Nach drei langen Gängen und fast am Ende des Gebäudes blieb sie endlich stehen, öffnete eine Tür und sagte: „So, da wären wir.“ Ich schaute mich um: es war nur ein Bett in dem Zimmer, und es war auch kein Platz für ein zweites. Ich fragte: „Ist das ein Einzelzimmer?“ Schwester Lissy sagte: „Ja, natürlich.“ Ich betrachtete voller Entzücken die Naßzelle: Dusche, Toilette und Waschbecken. Dann ging ich durch das Zimmer auf den Balkon, der ebenerdig lag. Ein Einzelzimmer - das hatte ich nicht erwartet.

Während ich auf dem Bett lag, um mich auszuruhen, räumte Susanne meine Sachen ein. Sie ordnete die Kleider in den Kleiderschrank, hängte die Bilder und den Kalender auf und stellte das Radio auf den Tisch. Selbst die Kerze und Streichhölzer hatte sie nicht vergessen. Aber sie hatte natürlich nicht daran gedacht, daß es mir schwerfallen

würde, die Kerze anzuzünden.

Wir waren mit allem gerade fertig, als es klopfte und der Arzt mit einer Mappe unter dem Arm eintrat. Er stellte sich als Dr. König vor und fragte: „Wer ist denn nun hier der Patient?“ Die Frage erleichterte mir mein Ankommen in Elzach sehr. Rasch waren Rainer und Susanne verabschiedet, und unser Gespräch konnte beginnen.

Nach den üblichen Formalitäten wollte er auch wissen, wie es denn zu der Hirnblutung gekommen war. Das hieß für mich, alles wieder von vorne aufrollen, und es strengte mich sehr an, in die Einzelheiten zu gehen. Dann kamen einige Fragen auf mich zu, ob ich rauchen oder trinken würde und ob ich mit dem Blutdruck Schwierigkeiten hätte. Die letzte Frage war gar nicht so einfach zu beantworten. Während der Wechseljahre hatte ich öfter mit Blutdruckschwierigkeiten zu tun. Es stellte sich damals heraus, daß es ein situativer Hochdruck war. Ich merkte sofort, wenn diese Zustände auftraten, und nahm dann Medikamente, jedoch nicht regelmäßig. Es fiel mir auch schwer, dem Arzt zu erklären, daß ich es einfach gemerkt hatte, wenn der Blutdruck hoch war. Als er nach dem Messen des Drucks danach fragte, mußte ich resigniert den Kopf schütteln; denn jedesmal, wenn ich mir selber den Blutdruck gemessen hatte, war er hoch. Ich hatte deshalb solche Angst vor dem Messen, daß der Blutdruck allein davon schon stieg. Nachweisen konnte ich dies aber nicht. Seit einem Jahr war mit dem Blutdruck alles in Ordnung, und ich hatte mich überhaupt nicht mehr darum gekümmert. Der Arzt machte laufend Notizen, zu meinen Äußerungen sagte er nichts. Am Schluß meinte er, daß ich



morgen mit den Therapeuten rechnen könnte. Sie würden vorbeikommen und die Zeiten für die Behandlungsstunden mit mir vereinbaren. Fast habe er vergessen, mir noch zu sagen, daß es um 18 Uhr Abendessen gäbe. Ich könnte mir ja noch überlegen, ob ich in den Speisesaal gehen oder das Essen lieber auf meinem Zimmer einnehmen wolle. Viele Patienten mit Sprachstörungen zögen das vor, um den Kontakt zu vermeiden, aber, meinte er, bei mir sei es ja nicht so schlimm, mich könne man ja verstehen. Ich erwiderte, ich würde zum Abendessen gehen. Nein, das hatte ich nicht vor: in meinem Zimmer sitzen und mein Essen allein, ohne jede Gesellschaft einnehmen. Als der Arzt gegangen war, zog ich den Vorhang beiseite und legte mich aufs Bett. Ich konnte von hier nach draußen sehen. Hinter einigen Metern Rasen erhob sich ein Hügel mit Bäumen und Sträuchern. Es war Anfang März, und sie waren noch kahl. Oben, im Hintergrund, führte ein Weg vorbei, und ab und zu sah man Spaziergänger, die um die Kurve kamen. Ach, wenn ich doch auch wieder soweit wäre und diesen Weg gehen könnte, dachte ich. Eine Meise sang den Frühling ein. Ja, es wurde Frühling, und ich hatte gute Hoffnung, daß es mit mir aufwärts gehen würde.

Ich hatte Stimmen gehört. Sie schienen aus der Ecke vor dem Schwesternzimmer zu kommen. Dort war eine Sitzgelegenheit für mehrere Personen eingehet. Sollte ich mich hinauswagen? Sollte ich den ersten Schritt in die mir fremde Gesellschaft machen? Gesagt, getan. Als ich vorne ankam, waren es drei Personen, die um den Tisch saßen. Ich setzte mich dazu, einen Gruß vor mich himmelmünd. Drei Paar Augen blickten mich an. Welches Leiden ich

wohl hatte? Ich machte ihren fragenden Blicken ein Ende, indem ich mich vorstellte und ihnen sagte, ich sei heute angekommen, um meinen Schlaganfall auszukurieren. Ich zeigte auf meine Hand, meinen Fuß, und was mit der Stimme los sei, das merkten sie ja selbst. Die erste Annäherung war also getan. Ich fragte den jungen Mann, der im Rollstuhl neben mir saß, wie lange er denn schon hier sei und aus welchem Grund. Ich merkte zunächst gar nicht, daß er nicht sprechen konnte. Erst auf sein Zeigen mit den Fingern hin erfuhr ich es, dazu auch, daß er im April ein Jahr da sei. Die ältere Frau im Rollstuhl und die jüngere, die hinter sich ihre Krücken an die Wand gelehnt hatte und meiner Schätzung nach Anfang dreißig war, gaben sich nun Mühe, mir die Geschichte von Norbert zu erzählen. Er war tatsächlich ein Jahr hier, zuvor hatte er im Krankenhaus gelegen: Motorradunfall, Hirnschädigung, keine Sprache mehr. Die Beine waren gelähmt, nur mit den Händen konnte er den Rollstuhl bewegen. Aber etwas konnte er: lachen. Dieses Lachen habe ich zum erstenmal an jenem Tag gehört. Er lachte die ganze Skala hinauf und hinunter, und es steckte an. Am Ende lachten alle mit, und keiner fragte eigentlich, warum gelacht wurde. Das ist oft die einzige Möglichkeit, zu einem befreienden Lachen zu kommen, auch wenn es einem gar nicht danach zumute ist: Man wird angesteckt! Wie vielen Menschen ist das Lachen hier vergangen! Ich mußte an das Märchen „Die goldene Gans“ denken, in dem der Dummling das Königreich bekommt, weil er die Königstochter zum Lachen gebracht hat. - Das war Norbert.

Unser Gespräch wurde unterbrochen, und zwar auf sehr

angenehme Weise. Es trat eine Frau auf uns zu, die meine ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sie setzte sich zu uns an den Tisch und begann sich in das Gespräch einzuschalten. In der Hand trug sie einen Strauß Weidenkätzchen, und man sah ihrer Kleidung an, daß sie von einem Spaziergang im Wald zurückkam. Wer war diese Frau, die doch so gar nichts von Krankheit an sich hatte? Sie wirkte auf mich frisch und lebendig, und ich war sehr gespannt, mit ihr in Kontakt zu kommen. Ich saß still da und hörte dem Gespräch zu. Mittlerweile hatte ich herausbekommen, daß sie mir gegenüber ihr Zimmer hatte, aber es sollte noch zwei Wochen dauern, bis es zu einem ersten Gespräch mit ihr kam.

18 Uhr, Essenszeit. Ich hatte mich noch ein wenig hingelegt, um all die Eindrücke zu verarbeiten, die auf mich eingestürzt waren. Ich nahm nun allen Mut zusammen und machte mich auf den Weg in den Speisesaal. Bis zur Schwesternstation ging es ganz gut, doch dann kam der lange, lange Gang, und mich schienen die Kräfte zu verlassen. Hatte ich mir nicht zu viel vorgenommen? Langsam setzte ich Schritt um Schritt. Es ging. Dann kam der kleine Flur, noch einmal um eine Ecke herum, und dort war die Tür zum Speisesaal. Ich hatte gedacht, früh dran zu sein. Nun aber war der Speisesaal schon voller Menschen. Alle schienen auf mich zu schauen. Ich spürte das, aber ich mußte ja auf meine Schritte achten, es ging nicht beides: die Menschen anschauen und dabei einigermaßen sicher gehen. Ich grüßte und stand wohl ziemlich unschlüssig da. Eine Bedienung kam auf mich zu, fragte nach dem Namen und führte mich an meinen Platz. Zwei Herren saßen an dem

Tisch. Ich stellte mich vor und nahm umständlich Platz. Die Namen verstand ich an diesem Abend noch nicht genau. Dankbar ließ ich mir den Tee einschenken und trank einen Schluck.

Ich war ziemlich verwirrt. Wo war ich hingeraten? An dem mittleren Tisch saßen Menschen in Rollstühlen, die ihre linke oder rechte Hand nicht gebrauchen konnten. Sie saßen da und aßen oder unterhielten sich. Was hatte ich mit diesen „Krüppeln“ zu tun? Ich fühlte mich deplaziert und einsam. Mir kamen die Tränen, und es kümmerte mich überhaupt nicht, daß es jemand bemerken könnte. Ich nahm wieder einen Schluck Tee. Dann kam die Bedienung und fragte, ob ich nicht essen wollte. Sie nahm den Aufsatz von meinem Teller, und ich sah, was es gab: Pfannkuchen mit Marmelade. Jetzt kamen mir wieder die Tränen, denn Pfannkuchen mit Marmelade zum Abendessen, das mochte ich nicht. Die Bedienung war konsterniert und fragte mich, was ich denn dann wünschte, ob sie mir ein Käsebrot machen sollte. Ich war einverstanden, wischte mir meine Tränen ab, und der Abend und das erste Abendessen waren gerettet.

Lange konnte ich an diesem Abend nicht einschlafen. Was mich wohl so durcheinandergebracht hatte? Ich war in den Speisesaal gegangen in dem Wissen, daß ich mit Behinderten zusammenkommen würde. Aber ich hatte mir das anders vorgestellt. Mir war erstmals zu Bewußtsein gekommen, daß ich selbst behindert war, und das hatte mich zum Weinen gebracht. Mit Behinderten war ich bisher nur als Gesunde zusammengekommen. Immer hatte ich Distanz gewahrt, weit war ich davon entfernt, ihr Schicksal

zu teilen. Für sie hatte ich höchstens ein freundliches Wort auf den Lippen. Jetzt gehörte ich zu ihnen. Die Lage hatte sich verändert, und damit mußte ich fertig werden. Wie war das überhaupt mit unseren freundlichen Worten gegenüber den Behinderten? Was waren sie wert? Mußte ich erst so krank werden, um das einzusehen? Ich wollte ja herausfinden, wozu meine Krankheit gut sein könnte. Ich muß es hier klar und deutlich sagen:

Ich hatte mir um die Behinderten nie wirkliche Gedanken gemacht, ich hatte sie nicht als Gesprächspartner angesehen. Ich hatte sie zufriedenstellen wollen mit einem freundlichen Wort. Nun zählte ich selbst dazu, und in der Erinnerung daran kamen mir Begebenheiten in den Sinn, die mich mit Behinderten zusammengeführt hatten. Ich verstand plötzlich, was ich vorher nicht verstanden hatte. Eine Studienkollegin war als Contergankind geboren und hatte unter unsäglichen Mühen das Abitur geschafft und das Theologiestudium begonnen. Sie war zu jedermann sehr abweisend und wollte alles allein machen. Sie suchte sich die Leute genau aus, die ihr helfen durften, zum Beispiel ihre Tasche umzuhängen oder ihre Sachen auszupacken.

Sie sprach selten mit jemandem und hielt sich in Kontakten sehr zurück. Wie viele Abweisungen, wieviel oberflächliche Freundlichkeit mag sie erfahren haben, bis sie dieses Verhalten entwickelte? Jetzt begann ich sie zu verstehen.

„Lieber Gott, ich habe nicht gewußt, daß es jenseits der Grenze der Gesundheit einen breiten Graben gibt: den Graben des Unverständnisses einerseits und den Graben

der totalen Verlassenheit andererseits. Es gibt keine Brücke über diesen Graben. Freundliche Worte kommen nicht an, ja, wirken wie Hohn. Klagen von der anderen Seite her kommen auch nicht an, sie werden mißverstanden. Herr, ich will dir danken in diesem Moment, daß du mich auf die andere Seite geführt hast, daß ich all die Not spüren durfte und darf am eigenen Leib - daß du mir die Augen geöffnet hast. Amen." So betete ich und muß schließlich doch eingeschlafen sein.

Am anderen Morgen wurde ich geweckt von der Schwester, die mir die Medikamente brachte. Nun umgab mich wieder meine Wirklichkeit. Beim ersten Satz, den ich sagte, wurde ich daran erinnert: ich konnte nicht richtig sprechen, jedenfalls nicht ohne Fehler. Die Wirklichkeit machte sich auch beim Waschen und Anziehen bemerkbar. Es war das erste Mal, daß ich mich wieder allein waschen und anziehen konnte. Es machte viel Mühe, und ich mußte immer wieder unterbrechen, mich hinlegen und ausruhen, um Kräfte zum Weitermachen zu sammeln. Die Schritte mußte ich ganz vorsichtig tun. Neben der Dusche stand mein Hocker, und ich kleidete mich an, indem ich mich daraufsetzte und wirklich alles mit Überlegung tat. Ein falscher Schritt, eine unüberlegte Bewegung würden das Ende meiner Selbständigkeit bedeuten. Das wollte ich auf jeden Fall vermeiden.

Nach getaner Arbeit machte ich mich - ohne vorher auszuruhen - erneut auf den langen, langen Weg in den Speisesaal. Erst nach dreizehn Wochen sollte ich diesen Weg zum letzten Mal gehen. Doch bis dahin war es noch eine lange Zeit.

## **Du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht**

Ich hatte gedacht, nun würde es ständig aufwärts gehen; doch ich hatte mich getäuscht. Ich mußte mich nicht nur nach jeder kleinen Anstrengung hinlegen und ausruhen, ich konnte auch nachts nicht mehr schlafen. Der Tag wurde zum Horror für mich. Nach der mühseligen Morgentoilette und dem anstrengenden Weg zum Frühstück hatte ich bereits gegen 9 Uhr eine Therapie in einem Raum gegenüber dem Schwesternzimmer.

Herr Hartwich nahm sich jeden Morgen meinen Arm vor. Zuerst wurden Blutdruck und Puls gemessen. Dann kamen die Übungen. Herr Hartwich forderte mich, aber er überforderte mich nicht. Er nahm mich ganz ernst. Hatte ich im Arm oder in der Schulter Schmerzen, nahm er sich ihrer mit liebevoller Ausdauer an und rieb und massierte so lange, bis ich sagen konnte, daß ich keine Schmerzen mehr verspürte. Ich konnte ihm Fragen zu meiner Krankheit stellen, und er versuchte stets, mir darauf eine Antwort zu geben. Dabei war er offen und ehrlich. Er machte mir nie Zusagen, die mich nur trösten sollten. Manchmal mußte er mir sagen, daß das eine oder andere erst die Zukunft zeigen werde, zum Beispiel wie sich meine Hand weiterentwickle. Wenn es mir sehr schlecht ging, habe ich mich ganz ihm und seinen Händen anvertraut. Dann kam mir Kraft zu. Ich habe sie als Kranke von dem Gesunden genommen und war dankbar dafür. Wie oft war der Blutdruck bei der Messung am Schluß in Ordnung, und der Puls hatte sich normalisiert.

Danach hatte ich wieder Zeit zum Ausruhen. Schlafen konnte ich nicht, aber mich entspannen. Zwischen Therapie und Entspannung kam die Visite. Ich sagte dem Arzt, wie schlecht es mit meinem Schlaf stand. Ich führte es auf den Klimawechsel zurück, denn bisher hatte ich gut und ohne jedes Mittel schlafen können. Zuerst versuchte man es mit Schlaftröpfen, wohl eher einer Art Beruhigungstropfen. Es ging eine oder zwei Nächte gut, dann war es mit Schlaf wieder vorbei. Mein Allgemeinzustand wurde immer schlechter. Man versuchte es nun mit einem neuen Schlafmittel, das wiederum nur zwei oder drei Nächte wirkte. Viele Stunden wälzte ich mich in der Nacht hin und her und versuchte Schlaf zu finden. Ich versuchte es mit Yogaübungen und mit Meditation, aber es nützte nichts.

Am Dienstag und Donnerstag morgens um 10 Uhr stand Psychologie auf dem Programm. Es sollten eventuelle Schäden festgestellt werden. Unausgeschlafen und mit einer Hand machte ich die Übungen. Ich wundere mich noch heute, daß kein schlechteres Ergebnis dabei herausgekommen ist, denn es hieß zum Schluß, im Kurzzeitgedächtnis und beim mittelfristigen Gedächtnis seien in sämtlichen Bereichen keine Ausfälle zu verzeichnen. Welch ein Glück und eine Bestätigung für mich, auf diesem Gebiet noch voll dazusein. Wenn es auch mit der Aussprache haperte, so war doch der Inhalt dessen, was ich sagen wollte, über jeden Zweifel erhaben. Das wurde in meinen Akten festgehalten und war für jedermann nachzulesen. Man stelle sich vor, das Gegenteil würde vermerkt sein! Was ist dagegen die Behinderung an Fuß,



Hand und Sprache, dazu noch, wenn gute Chancen auf Besserung bestehen?

Um 11 Uhr war Ergotherapie (Beschäftigungstherapie). Herr Schmidt hatte sein Zimmer einen Stock höher und in einem anderen Teil des Gebäudes. Die Frage war, wie ich dahin kommen sollte. Aber es ergab sich, daß mich Herr Schmidt eine Woche lang täglich mit dem Rollstuhl abholte und hinauffuhr. Ich lernte auf diese Weise eine zweite Station kennen und sah das Leben vieler Behinderter. Auf dem Gang machten sie ihre Gehübungen oder sie saßen da, nahmen alles mit ihren Blicken wahr und freuten sich, einmal das Zimmer verlassen zu können. Die Ergotherapie war anstrengend. Die Gelenke und Finger waren steif, und selbst die einfachsten Handgriffe machten mir große Mühe. Herr Schmidt lobte und lobte: „Schauen Sie, das sieht doch gut aus, das geht doch schon viel besser als am Anfang.“ Aber die Fortschritte waren gering, und ich wußte nur zu gut, was mir noch bevorstand.

Nach der Ergotherapie freute ich mich auf das Mittagessen, nicht weil ich besonders Hunger hatte, sondern weil mir anschließend eine Stunde Ruhepause zur Verfügung stand, in der ich hoffte, schlafen zu können.

Aus allen Richtungen strömten Menschen in den Speisesaal. Die meisten kannte ich nicht. Sie aßen im vorderen Saal, und ich erfuhr, daß es sich um Kurgäste handelte. Das Haus in Elzach war in den sechziger Jahren für Hingeschädigte des Zweiten Weltkrieges gebaut worden, die jedes Jahr zur Kur hierherkamen. In letzter Zeit war ihre Zahl stark zurückgegangen, und seit zehn Jahren bestand daneben ein Rehabilitationszentrum für

neurologische Fälle. Diese Patienten wurden im zweiten Speisesaal beköstigt, oder sie empfingen ihr Essen auf den Zimmern oder im zweiten Stockwerk an Tischen in kleineren Gruppen, so daß ihnen der weite Weg in den Speisesaal erspart blieb. Aber es gab immer Patienten, die mit dem Fahrstuhl nach unten kamen, weil sie im Speisesaal essen wollten. Allmählich lernte ich die verschiedenen Leute kennen. Ich wußte, wer auf meiner Station wohnte, und man grüßte sich. Doch es war alles sehr unpersönlich. Man wurde miteinander nicht warm, jeder hatte mit sich zu tun. Die Menschen waren meist unfreiwillig hier und strebten wieder nach Hause. Jeder wollte den Aufenthalt hier so schnell wie möglich vergessen. Es war also nur ein Übergang. Doch nach und nach gestaltete sich der Kontakt zu dem einen oder anderen herzlicher. Man begrüßte sich mit Namen und fragte schon einmal nach dem Ergehen, ob die Schmerzen nachgelassen hätten oder der Blutdruck wieder in Ordnung sei. Das gab ein Gefühl der Menschlichkeit.

Ich sah also beim Betreten des Speisesaals nicht irgendwelche Behinderte, die mir gleichgültig oder auch abweisend entgegenblickten, nein, durch unser Schicksal waren wir einander näher. Ich nahm an meinem Tisch Platz. Herr Dreher hatte schon die Suppenkelle in der Hand - er bediente mich stets, das war seine Art der Kommunikation. Dann herrschte wieder Stille am Tisch. Herr Pick neben mir hüllte sich zunächst in Schweigen. Er war immer höflich und zuvorkommend und rückte mir meinen Stuhl zurecht, daß ich leichter Platz nehmen konnte. Erst allmählich bemerkte ich, daß er

Sprachschwierigkeiten hatte. Man merkte es zunächst nicht. Er hatte eine Umgangsform entwickelt, die auf Worte weitgehend verzichten konnte. So waren wir eine schweigsame Gesellschaft. Allmählich wurde das Verhältnis vertrauter. Herr Dreher schob mir beim Nachttisch schon mal seinen Apfel zu - er wußte, daß ich gern Äpfel aß - oder den Joghurt, den ich mit aufs Zimmer nehmen konnte. Er wartete, bis ich mit dem Essen fertig war, und begleite mich dann nach draußen. So kamen unsere ersten Gespräche zustande.

Auch er hatte eine Hirnblutung gehabt, aber es war wieder in Ordnung, bis auf den rechten kleinen Finger, der machte ihm noch Schwierigkeiten. Er wußte auch, wie es zu dem Schlaganfall gekommen war. Er hatte nicht verkraftet, daß ihn seine Frau verlassen hatte und aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen war - und das nach 33 Jahren Ehe. Das mußte er jemandem mitteilen. Und immer, wenn er Kontakt mit seiner Frau hatte oder etwas Neues vorgefallen war, wartete er auf mich, um es mir im Anschluß an die Mahlzeiten zu erzählen. Er konnte nicht schlafen und nahm abends Schlaftabletten. Er versuchte auch, auf andere Weise sein Problem zu bewältigen. Dienstag nachmittags war katholischer Gottesdienst, den er regelmäßig besuchte. Er suchte im Gottesdienst Antwort auf seine Frage zu bekommen: „Warum hat mich meine Frau verlassen, was habe ich falsch gemacht?“ Der Gottesdienst gab ihm Trost und Hilfe, darauf wollte er nicht verzichten.

Ich erkundigte mich nach dem evangelischen Gottesdienst. Es gab keinen. Es werde von den Patienten auch

nicht danach gefragt, sagte man mir als Entschuldigung. Ausgerechnet hier, wo die Menschen große Nöte litten, wurden sie allein gelassen! Es war nicht die seelsorgerische Betreuung, die ich vermißte. Das war sowieso nicht zu leisten, das wußte ich jetzt. Es hatte sich aufgrund der Krankheit ein Quantensprung vollzogen, der durch keine Theologie auf seiten des Gesunden aufzuholen war. Da blieb nur der Gottesdienst, das gemeinsame Gebet, das Wissen, daß man mit seinem Anliegen an der richtigen Adresse ist, daß das verantwortliche „Du“ ganz nahe ist. Es liegt natürlich nahe, um die Gesundung zu bitten. Aber zuerst ist es wichtig zu verstehen, warum das mir passieren mußte - daß ich Gott vertraue, daß er weiß und besser weiß, was mir zum Schaden oder zum Nutzen gereicht, daß er nur das Beste für mich will. Im Gottesdienst, da stehe ich mit allen, auch mit allen Gesunden, vor Gottes Angesicht. Die Botschaft Jesu gilt auch für mich, gerade mir. Und das muß mir gesagt werden, immer wieder, damit ich es nicht vergesse - und zwar im Gottesdienst. Was sollte ein Seelsorger, der gesund ist, einem kranken Menschen, der vielleicht nicht mehr gesund wird, von sich aus auch sagen! Da ist der Gottesdienst eher der richtige Ort, wo man seine Leiden herausschreien kann, wo Gott zu loben und zu preisen ist für all das, was einem neu zu Bewußtsein kommt, was einem geblieben ist. Ich empfand es als schmerzliche Lücke, daß ich während der Zeit in der Klinik auf jeden Gottesdienst verzichten mußte.

Mittagsruhe war von 12.30 bis 13.30 Uhr. Diese Stunde sehnte ich während der Zeit meiner Schlaflosigkeit besonders herbei. Auf dem Zimmer angekommen, nahm

ich meine Tabletten und legte mich dann gleich aufs Bett. Meist schlief ich sofort ein, eine Dreiviertelstunde lang. Nun konnte der zweite Teil des Tages beginnen mit der Gymnastik für den Fuß. Um 13.30 Uhr klopfte es, und Frau Adler stand in der Tür, um mich abzuholen. Was erwartet man eigentlich von einer Therapeutin? Daß sie das in Mitleidenschaft gezogene Glied, das Bein, den Fuß oder den Arm, wieder in die Lage versetzt, seine gewohnte Arbeit zu tun - möglichst wieder zu tun, so gut es geht. Das hat sie während ihrer Ausbildung gelernt. Was erwartet man noch von ihr? Daß sie den kranken Menschen in dieser Zeit mitträgt, denn er ist nicht zu trennen von seinem kranken Fuß oder Arm. Dazu kommt noch, daß er ihre Anweisungen möglichst genau befolgen soll, Kraft einsetzen muß, auch gegen seine augenblickliche Stimmung, aus der er - auch gegen seinen Willen - herausgerissen werden muß. Das kostet immense Kraft. Frau Adler hatte etwa die Hälfte des Tagespensums schon hinter sich, wenn sie bei mir eintraf. Wir begannen mit Laufen. „Hopp, hopp, hopp, - links, rechts, links, rechts.“ Ich achtete sehr darauf, keinen Fehler zu machen. Der rechte Fuß wollte nicht so, wie er sollte. Ich kam durcheinander. „Stop, stop“, rief Frau Adler, „ich habe doch gesagt...“ Ich entschuldigte mich. Nach einiger Zeit machte ich erneut einen Fehler, und ich entschuldigte mich wieder. Frau Adler sagte, ich solle mich nicht immer entschuldigen, aber ihr Ton klang dennoch keinesfalls milder. Sie rügte und rügte und wurde schon einmal laut dabei. Ich war solchen Umgangston nicht gewöhnt und machte mir meine Gedanken. War ich so unmöglich, machte ich so viel falsch, was ich eigentlich

hätte richtig machen können? Ich gab mir schon die größte Mühe, aber es wurde nicht besser. Ich versuchte, Frau Adler zu verstehen. Sie wollte das Beste mit ihrer Arbeit erreichen. Wie viele Kranke mußte sie wohl behandeln, die nicht den Willen hatten, gesund zu werden und dafür alles aufzubringen. Es gab auch Tage, wo die junge Frau wie ausgewechselt war. Sie lachte und scherzte mit mir, und die Arbeit ging gleich viel besser von der Hand. Aber ich war doch verunsichert. Ich fühlte mich ihr ausgeliefert, nicht für voll genommen in meinen Bemühungen.

Eines Tages fragte sie mich ganz erstaunt, ob ich denn wirklich den Schlaganfall beim Predigen in der Kirche erlitten hätte - und tatsächlich in der Kirche? Dann mußte ich ja Pfarrerin sein! Das schien ihr doch zu denken gegeben zu haben, und von diesem Moment an - bewußt oder unbewußt - änderte sie ihr Verhalten mir gegenüber. Jedesmal, wenn ich etwas falsch machte, hatte sie ein entschuldigendes Wort dafür oder überging es. So hat die Kirche manchmal Auswirkungen in einer Weise, wie es sicher nicht in ihrer Absicht liegt.

Nach der Fußgymnastik holte ich auf dem Zimmer meinen Ordner für die Sprachtherapie und setzte mich vor das Stationszimmer, um dort meinen mittäglichen Kaffee zu trinken. Gleichzeitig wartete ich auf die Blutdruckmesser, die jeden Mittag bei allen Patienten den Blutdruck und den Puls abnahmen und sie nach dem Stuhlgang fragten. Sie kamen hier vorbei, und ich paßte sie ab, denn um 14.15 Uhr begann meine Sprachtherapie. Darauf freute ich mich schon. Im Zimmer von Frau Becker angekommen, setzte ich mich auf meinen Platz gegenüber

dem Schreibtisch. Meist kam sie erst nach mir. Sie machte es sich auf ihrem Platz bequem. Die Hände hatte sie vor sich auf den Tisch gefaltet, und sich ein wenig vorbeugend fragte sie: „Nun, wie geht es Ihnen heute?“ Dabei schaute sie mich an, bereit, all das aufzunehmen, was ich ihr zu sagen hatte. Es hatte sich immer vieles bei mir angestaut, und hier war ich bereit, allem freien Lauf zu lassen. Bei Frau Becker waren meine Probleme gut aufgehoben. Ich packte also aus, manchmal wütend, manchmal dem Weinen nahe. Sie ließ mich aussprechen. Dann dachte sie nach. Sie wiegelte nicht ab und beschönigte auch nichts, aber sie versuchte, mir die Sicht zu öffnen. Sie erklärte mir die Funktion des Gehirns, das Zusammenwirken von Medikamenten, ja, sie machte, wenn es nötig war, mit mir auch Entspannungsübungen gegen den hohen Blutdruck. Jedesmal hat sie mir von neuem den Blick geöffnet für eine andere Sichtweise des Problems. Ich war befreit - auch für die nun anstehende Sprachtherapie.

Zuerst ging es einmal darum, festzustellen, was denn meine Sprachbehinderung ausmachte. Die Übungen und Tests ergaben, daß es sich nicht nur um eine vordergründige - durch die Lähmung hervorgerufene - motorische Störung handelte. Die Sache lag tiefer. Ich wollte etwas sagen, aber es kam etwas anderes heraus, als ich beabsichtigt hatte. Ganz bestimmte Laute waren davon öfter betroffen, andere weniger. Am schwierigsten waren Wörter auszusprechen, die ein z und dazu noch ein s enthielten, zum Beispiel setzen oder Setzling, Spritze, Spielplatz. Ob ich das Wort richtig sprechen würde oder falsch, hing davon ab, ob ich mich müde fühlte, ob ich

aufgeregt war - oder ob ich frisch und ausgeschlafen an die Übungen heranging. Frau Becker erklärte mir, daß man diese Sprachstörung Apraxie nennt. Außerdem hatte ich auch mit dem Buchstabieren Schwierigkeiten. Fremdwörter zum Beispiel konnte ich nicht buchstabieren, ohne dabei die Reihenfolge zu verlieren. Auch mit der Bildung von Synonymen haperte es. Ich wußte immer nur ein Wort. Sollte ich es durch ein anderes ersetzen, war der Wechselbegriff plötzlich weg. Mühsam versuchte ich den Begriff zu umschreiben, bis er dann plötzlich wieder auftauchte. Es war jedesmal eine Freude für mich.

Wir entwickelten noch andere Strategien, die mir weiterhalfen. Las ich einen Text - so wie ich es gewohnt war -, unterliefen mir sehr viele Fehler. Wenn ich den Text vorauslas, das heißt im Innern vorwegnahm, machte ich weniger Fehler. Das bedeutete aber für mich, langsam zu lesen, Pausen zu setzen, denn ich mußte ja in derselben Zeit den Text zweimal lesen. Aber es lohnte sich, und die Fehler nahmen ab. Eine andere Möglichkeit bestand darin, daß ich Artikulationsabläufe vorher innerlich erspürte, lautlos buchstabierte, um dann anschließend das Wort laut auszusprechen. Es funktionierte. Es kam also darauf an, daß ich mich im Vorhinein auf das einstellte, was ich sagen wollte, und dann erst sprach.

Frau Becker zielte darauf ab, mich so weit zu fördern, daß ich wieder predigen, zumindest eine fertige Predigt fehlerfrei ablesen konnte. Doch mich beschäftigten ganz andere Sorgen. Hatte ich überhaupt noch die Kraft zu predigen? Was sollte ich den Leuten sagen am Ende eines Weges, wo nur noch die Angst war? Was sollte ich



überhaupt Menschen sagen, denen es so ging wie mir oder noch schlimmer? Ich besprach das mit Frau Becker. Sie meinte, ich solle darüber nachdenken. Und dabei bin ich noch. Vielleicht muß die Situation kommen, in der ich zu predigen habe. Ich werde dann wissen, was ich in einer ganz bestimmten Situation ganz bestimmten Menschen zu sagen habe. Ich werde es dann einfach wissen.

Eines Tages hatte Frau Becker die Idee, noch etwas ganz anderes mit mir zu machen, mein Sprachvermögen noch auf eine andere Weise zu schulen. Sie hatte mir eine Kassette mit Texten zu ganz bestimmten Themen mitgebracht. Ich sollte mir jeweils einen Text anhören, dann ein zweites Mal und daraufhin - auf einer anderen Kassette - den Text zusammenfassen und einen Kommentar dazu geben. Ich bekam einen Schreck. Das war Neuland für mich, und ich war nahe daran, einfach nein zu sagen. Ich traute mir das nicht zu. Frau Becker sagte, ich solle es mir bis zum nächsten Mal überlegen. Es könnte für mich ein großer Gewinn sein, Texte zu formulieren und die Fehler dann gemeinsam zu besprechen. Ich dachte darüber nach und sagte mir, daß es mir eigentlich nicht schaden konnte. Es war vielmehr eine Herausforderung. Andererseits erschien es mir so, als müßte ich mich vor wildfremden Menschen ausziehen. Aber es waren ja keine wildfremden Menschen, es war eine Frau, die mir gezeigt hatte - schon viele Male -, daß sie es gut mit mir meinte, daß sie mir helfen wollte und konnte. Und so faßte ich mir ein Herz, setzte mich hin und hörte mir den ersten Text an. Ein junger Mann wurde nach seinen Erfahrungen über das Wohnen in Wohnge-

meinschaften gefragt. Das Thema lag mir, und ich hatte auch eine eigene Meinung dazu. Zur nächsten Sprachtherapie brachte ich stolz die Kassette mit, auf der das erste Thema zusammengefaßt und kommentiert war. Frau Becker hatte damit den Grundstein dazu gelegt, daß ich überhaupt auf den Gedanken kam, meine Geschichte aufzuschreiben. Denn schreiben, das konnte ich nicht, aber sprechen. So habe ich später jeden Tag ein Stück meiner Geschichte auf Band gesprochen - als sprachtherapeutische Übung.

Nach der Sprachtherapie begab ich mich auf mein Zimmer. Das Tagespensum war geschafft. Zufrieden legte ich mich aufs Bett. Gegen 16 Uhr pflegte meist der Chefarzt auf einen Sprung vorbeizukommen. Darauf wartete ich. Er hörte sich meine Leiden stets geduldig an, diesmal war es die Schlaflosigkeit. Sehr verständnisvoll ging er auf mich ein und schlug mir vor, er wolle es einmal mit einer Tablette versuchen, die ich schon mit den Abendtabletten einnehmen sollte. Sie würde mich sehr beruhigen, und zusammen mit der Schlaftablette fände ich dann vielleicht den gewünschten Schlaf. Ich schlief nicht nur an diesem Abend, sondern auch die folgenden Nächte. Ich legte mich um 20 Uhr hin, um 21 Uhr zog ich mich aus, hörte noch ein wenig Musik oder eine Kassette und wartete, bis der Schlaf kam. Manchmal wurde es Mitternacht. Aber ich stellte am darauffolgenden Morgen fest, daß ich geschlafen hatte.

Mein Körper erholte sich allmählich, so daß ich immer mehr am Leben teilhaben konnte. Erst neulich habe ich erfahren, daß es ein Psychopharmakon war, das mir

geholfen hatte. Zuerst wollte ich mich aufregen, weil man mir das vorher nicht gesagt hatte, aber dann überlegte ich: Gegen ein Psychopharmakon hätte ich wahrscheinlich etwas einzuwenden gehabt, und die Wirkung wäre vermutlich ausgeblieben. So aber nahm ich an, es sei ein Schlafmittel oder etwas ähnliches. Wie gut der Chefarzt das doch vorausgesehen hatte!

## **Im Kreis der Mitpatienten**

Kaum war die erste Hürde genommen, und schon weitete sich auch mein Blick. Ich begann mich den anderen zuzuwenden, die hier dasselbe Schicksal mit mir teilten. Was waren es für Leute?

Eines Abends nach dem Essen traf es sich, daß Frau Hahn und ich gemeinsam aufstanden und den Saal verließen. Frau Hahn war die Frau, die mich schon an ersten Tag brennend interessiert hatte. Das Gespräch ergab sich von selbst. Sie schien neugierig auf mich zu sein, genauso wie ich auf sie. Wir setzten uns vor das Stationszimmer und erzählten einander unsere Geschichte. Frau Hahn war 51 Jahre alt, verheiratet mit einem Physiker und Mutter von 2 Kindern - einem 21jährigen Sohn und einer 17jährigen Tochter. Sie war ganz in der Nähe zu Hause, am Kaiserstuhl. Über das Wochenende ging sie stets heim und brachte das Haus in Ordnung. Ich staunte, wie sie das leisten konnte. Sie hatte zur gleichen Zeit wie ich eine Hirnblutung, war ebenfalls rechtsseitig gelähmt und hatte Sprachschwierigkeiten. Bei ihr trat jedoch verhältnismäßig schnell Besserung ein, vor allem am Bein

und an der Hand. Sie aß bereits mit der rechten Hand, und man konnte nicht feststellen, daß irgend etwas damit nicht stimmte. Bei der Sprache waren es motorische Schwierigkeiten, die die Sprachtherapeutin mit viel Übung auf ein Minimum reduziert hatte. Man merkte ihr überhaupt nichts an, was mich ein wenig neidisch werden ließ.

Fünf Wochen war sie jetzt schon in Elzach, doch der Aufenthalt war für sie alles andere als erholsam. Die Woche über machte sie hier die Anwendungen, am Wochenende versuchte sie, zu Hause die anfallenden Arbeiten wie gewohnt zu erledigen: Waschmaschine einlegen, Teppich saugen und auch einmal eine Kleinigkeit kochen. Alles strengte sie sehr an, aber sie traute sich nicht, es zu sagen - wem auch, man verstand sie ja doch nicht.

Ich fragte sie, wie sie es denn fertiggebracht habe, daß es mit ihrer Hand schon so weit war. Sie sagte mir, sie besäße eine Schachtel voller verschiedener Hilfsmittel, mit denen sie geübt hätte. Wenn ich wollte, würde sie mir diese einmal zeigen. Als ich mit ihr auf das Zimmer kam, war ich sehr erstaunt. Da standen Pflanzen, die sie von zu Hause mitgebracht hatte, weil sie dort nicht richtig gepflegt wurden. Auf dem Tisch lagen Handarbeiten. Ich erkundigte mich danach. Sie sagte, sie müsse ihrem Sohn die Strümpfe stopfen und den Pullover ausbessern. Ich sagte gar nichts. Soweit war ich noch nicht. Aber ich strebte das auch nicht an. Diese Arbeiten waren von mir abgefallen. Sie hatten für mich keine Bedeutung mehr. Das stellte ich bei dieser Gelegenheit fest. Warum, das wußte ich noch nicht.

Mit Frau Hahn hatte ich jetzt öfter Kontakt. Sie kam

abends zu mir, um mir den Rolladen herunterzulassen, was noch zu schwer für mich war. Und so saßen wir in der Dämmerung in meinem Zimmer oft zusammen und tauschten Gedanken aus. Trotz unserer Verschiedenheit gab es da manches, was wir mit anderen Menschen nicht besprechen konnten. Wir hatten Probleme, die man als Gesunder mit fünfzig nicht kennt. Wir hatten dasselbe erlebt und konnten uns deshalb Mut zusprechen, einmal ich ihr, dann wieder sie mir, je nachdem, wer es gerade nötig hatte.

Als sie nach zwölf Wochen entlassen wurde, hoffnungsfroh, aber zugleich unsicher, wie sie das Leben bewältigen sollte, war für mich etwas vorbei, etwas an Gemeinsamkeit, Zwischenmenschlichkeit - ja, ich hatte eine Freundin verloren, der ich in der Zeit unseres gemeinsamen Leidens begegnet war. Sie ist einen anderen Weg gegangen als ich. Sie hat alles getan, um die alten Kräfte zurückzugewinnen, sie hat sich bemüht, die Folgen der Krankheit ganz und gar ungeschehen werden zu lassen. Sie wollte so schnell wie möglich wieder die alte sein. Mein Weg war das nicht. Ich wollte in der Situation ausharren, bis sie mir Antwort gab, was besser - richtiger - zu machen sei. Dann konnte ich mich entscheiden, wie es weitergehen sollte. Ich wußte, daß das der schwerere Weg war. Ja schwer war es, so ohne direktes Ziel vor sich hinzuleben. Alles mußte in Frage gestellt werden. Ich konnte nicht einfach die Socken meines Sohnes mitnehmen und so tun, als gäbe es für mich nichts Wichtigeres, als sie zu stopfen. Es mußte an diesem Punkt meines Lebens etwas Wichtigeres für mich geben - was dieses Wichtigere sei, das

mußte ich herausfinden.

Zur selben Zeit, als Frau Hahn nach Hause ging, verließen mich auch meine beiden Tischnachbarn. Zuerst Herr Dreher und ein paar Tage später Herr Pick. Man frühstückte zum letztenmal zusammen, wünschte sich alles Gute und verabschiedete sich - dann kam das Auto, das sie heimbrachte. Mittwoch und Donnerstag waren die Entlassungstage. Die Putzfrauen hatten dann immer viel zu tun, denn am Mittag mußten die Zimmer bereit sein für die Neankömmlinge. Am Abend saß auf dem Platz des Entlassenen meist schon ein anderer. Es war ein Kommen und ein Gehen. Der eine war nur kurze Zeit da, der andere blieb länger.

Ich mußte an das Leben auf der Erde denken: kommen und gehen. Nur daß in diesem Fall - beim Verlassen der Klinik - alles undramatischer verlief. Die meisten gingen gern. Andere wiederum hatten ein Leben in Unsicherheit zu erwarten: Wie würde es zu Hause sein? Was würde auf einen zukommen? Es war nicht nur ein Erholungsaufenthalt gewesen, nach dessen Ende man sein Leben wieder dort fortsetzen konnte, wo es unterbrochen worden war. Man war jetzt ein anderer - man war behindert. In das neue Leben mußte man sich erst einfinden.

Die Plätze von Herrn Dreher und Herrn Pick blieben einige Tage leer. Ein paar Tage später saß dann beim Abendessen Frau Herzog an meinem Tisch, eine freundliche und stille Frau, die von sich selbst kein Aufhebens machte. Jetzt war ich es, die ihr den Tee einschenkte. Ich stellte fest, daß sie beide Hände sehr

schlecht gebrauchen konnte. Messer und Gabel konnte sie gerade noch halten, aber die Kanne war zu schwer für sie. Daß es beidseitig war, war für mich neu. Sie hatte eine Krankheit hinter sich, die sie fünf Monate gelähmt ans Bett fesselte. Nun war Besserung eingetreten, und hier in Elzach ging sie der Genesung entgegen.

Über das Wochenende fuhr Frau Herzog nach Hause, und so war ich samstags und sonntags allein beim Essen. Ich fühlte mich wohl, und ich brauchte die beiden Tage auch zur Erholung. Sie gaben mir das Gefühl, hier zu sein - und nicht an zwei Orten zu leben und an keinem richtig zu Hause zu sein.

Samstag morgens wurden die Betten bezogen, und so saßen wir, die dageblieben waren, vor dem Stationszimmer und unterhielten uns. Manchmal kam auch Besuch, zum Beispiel Norberts Eltern. Mit seiner Mutter hatte ich ein Erlebnis, das mir sehr zu denken gab. Ich saß ihr gegenüber am Tisch und hörte ihr eine Weile zu. Sie beherrschte das Gespräch. Es war an mir, zu antworten. Irgendwie war ich aggressiv geworden. Ich sagte nur drei Worte, und schon hatte ich mich verraten. Jetzt stand ich als eine da, die sprachbehindert war. Gerade das hatte ich vermeiden wollen. Bildete ich es mir nur ein oder entsprach es der Wirklichkeit: Norberts Mutter ordnete mich ein, und ich, die früher leicht jedem mit Worten überlegen war, mußte es mir gefallen lassen, mußte einfach zusehen, wie ein anderer Mensch schnell und unbekümmert sprach und sich das auch noch als Verdienst anrechnete. Wieder einmal wurde mir bewußt: Ich war behindert und mußte das als Tatsache annehmen, nicht nur von Menschen, die mich kannten, die

es gut mit mir meinten, sondern auch von solchen, für die ich eine Fremde war, die nichts von mir wußten.

Hatte ich denn vor meiner Krankheit Behinderte in ihrem Menschsein für voll genommen - oder war mein Interesse an ihnen nicht stets bei der Behinderung stehen geblieben? Hatte ich mich je darum gekümmert, wie der Mensch vorher war, was ihm wichtig war, was er vielleicht besonders geliebt oder verabscheut hatte - hatte ich nach seinem Menschsein gefragt? Ich mußte jetzt am eigenen Leib verspüren, was es heißt, wenn man als behindert eingestuft wird.

Samstags gab es zum Mittagessen Eintopf: Kartoffelsuppe, Gemüseintopf oder Linsen. Das Wichtigste daran war für die meisten die Fleischeinlage - und so empfing mich der Fleischduft bereits an der Tür. Am Anfang hatte ich gar nichts gerochen - und so war es ein Fortschritt, als ich plötzlich den Fleischgeruch wahrnahm. Es war zwar nicht angenehm für mich, aber dennoch ein Grund zur Freude. Ich selbst bekam den Eintopf immer ohne Fleisch, und das war ein sehr gesundes Essen.

Sonntags - ich erinnere mich genau - gab es zum Mächtisch immer Eis. Ich ließ die Suppe zurückgehen, aß vom Hauptgericht nur die Hälfte, damit ich das Eis so richtig genießen konnte. Es war ein rundes Törtchen, außen mit Schokolade verziert, und in der Mitte prangte ein Pfirsich oder eine Aprikose. Es sah aus wie - hausgemacht und schmeckte auch so. So freute ich mich schon immer im voraus auf das Eis am Sonntag.

Am Sonntag war auch der Hauptbesuchstag. Pünktlich



um 15 Uhr klopfte es an meiner Tür, und Rainer kam herein. Aber nicht nur sonntags, auch samstags kam er und einmal unter der Woche. Anfangs blieben wir in meinem Zimmer, später gingen wir auch schon mal in die Cafeteria, hier im Haus. Endlich war es dann soweit: Ich durfte mit Rainer in die Stadt fahren. Alles war neu für mich, auch der Cafébesuch. Ich mußte meinen Kuchen selbst aussuchen. Rainer ließ mich allein bestellen. „Erst du“, sagte er, und mir blieb nichts übrig, als meine Wünsche zu äußern. Ich sagte dann stotternd: „Eine Tasse Haag bitte und ein Stück Apfelkuchen mit Sahne“ - aber es ging. Und wieviel besser schmeckte mir der Apfelkuchen, den ich selbst bestellt hatte! Zuerst hielt ich es nur eine Stunde aus, dann wurde ich unruhig und hatte Angst, daß mein Blutdruck wieder gestiegen sein könnte. Rainer ging sofort auf mich ein, und wir führen zurück. Ich legte mich sogleich aufs Bett. Rainer saß dabei und unterhielt mich oder wir schwiegen auch zusammen. Allmählich hielt ich es bei unseren Ausfahrten länger aus, und wir machten alle Cafés in dem kleinen Städtchen unsicher.

Wenn das Wetter es zuließ, machte ich täglich einen Spaziergang; zuerst nur am Parkplatz entlang bis zur nächsten Bank und wieder zurück. Aber nach und nach wurden die Spazierwege länger. Ich ging dann auch den Hang hinauf, genau an jener Stelle vorbei, die man von meinem Fenster aus sehen konnte. Nun hatte auch ich es geschafft, daß ich den Weg allein gehen konnte, und brauchte nicht mehr neidisch auf die anderen zu schauen.

## Zwei Schritte vor und einen zurück

Es hätte so weitergehen können, langsam, aber immer stetig aufwärts, und eines Tages wäre ich gesund gewesen. Aber dem war nicht so. Auf ein Hoch folgte ein Tief und auf ein Tief ein Hoch. Es war auch nicht so, daß ich den Weg vor mir überblickte und mir ausrechnen konnte: jetzt ist gerade ein Tief, doch das wird nicht lange anhalten, dann kommt wieder ein Hoch. So war es nicht. Das Tief erfaßte mich mit aller Macht. Ganz unten saß ich dann und schaute die Wände hoch. Würde ich da je wieder herauskommen? Die Angst war jeweils auf etwas Konkretes gerichtet, das ständig wuchs und allen Raum in meinem Denken einnahm. Nachdem ich die Schlaflosigkeit überwunden hatte, kündigte sich bald das nächste Problem an. Seit meinem Aufenthalt auf der Intensivstation hatte ich eine empfindliche Blase. Ich zog mich warm an, nahm, wenn ich mein Zimmer verließ, stets ein Sitzkissen mit, aber es nützte nichts. Plötzlich stellten sich die Schmerzen wieder ein. Ich mußte halbstündlich zur Toilette gehen. Dieser Zustand hielt einige Tage an, dann war alles wieder normal. In solchen Zeiten verkroch ich mich, und nichts anderes beherrschte mein Denken als die Frage: „Wie werde ich das Blasenleiden wieder los?“ Als ich gelernt hatte, mit meiner Blasenkrankheit umzugehen, und meinen Weg zur Toilette am Tag und in der Nacht wieder selbst bestimmte, glaubte ich, aufatmen zu können.

Der Zustand meiner Hand hinsichtlich ihrer Beweglichkeit war so weit fortgeschritten, daß ich mich der Handgruppe anschließen konnte. Der Stundenplan wurde also umgestellt. Nach dem Frühstück nahm ich an den

Übungen dieser Handgruppe teil, die zur Stärkung und Beweglichkeit der Hand beitragen sollten. Unter den acht Teilnehmern dieser Gruppe waren einige, bei denen der Blutdruck gemessen werden mußte; auch ich gehörte dazu. Es stellte sich heraus, daß ich morgens um 9.30 Uhr einen normalen Blutdruck, aber einen stark erhöhten Puls hatte: 120 Pulsschläge in der Minute und mehr. Das war bedenklich viel. Allmählich behinderte der Zustand auch meinen Tagesablauf. Ich wurde unruhig, konnte nur noch langsam gehen und mußte mich oft ausruhen. Schließlich sprach ich mit dem Arzt. Das EKG (Elektrokardiogramm), das er sogleich angeordnet hatte, zeigte ebenfalls den raschen Puls, war aber sonst in Ordnung. Was konnte die Ursache sein? Die Ärzte beruhigten mich: Es sei nichts Ernsthaftes - aber ich glaubte ihnen nicht so recht. Wieder war mein Leben sehr eingeschränkt. Ich konnte gerade noch das Wichtigste tun, Spaziergänge und Kaffeefahrten fielen ganz aus. Meistens lag ich auf dem Bett und erholte mich für den nächsten Programmpunkt. Wie sollte es weitergehen? Oft überkam mich das heulende Elend. Hatte ich denn nicht schon genug zu tragen, mußte jetzt auch noch das Herz streiken? Wenn mich mein Mann in einem solchen Tiefpunkt antraf, weinte ich mich bei ihm aus. Er wußte auch nicht, was zu tun sei, aber er hielt mein Klagen aus, viele, viele Male. Stets nahm ich mir vor, nicht zu weinen, aber wenn er zur Tür hereinkam, brach es dennoch aus mir heraus.

Ich betete oft. Wenn ich gar nicht mehr weiterwußte, betete ich das Vaterunser, bis ich ruhiger wurde. Ein andermal versuchte ich es mit dem Herzensgebet. Es

mußte doch helfen - aber es half nicht. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen..." Ganz tief unten war ich. Ich weinte, ich betete. „Woher kommt mir Hilfe?" Da war niemand, der mich hörte. Da war kein Gott. Niemand war da, der mich aus der Tiefe in die Höhe brachte, so daß ich wieder frei atmen konnte. Hier gab es keine Hoffnung. Aber einmal ist auch das tiefste Tief vorbei. Einmal, man weiß nicht wie, hat man es ein Stück weit überwunden. Irgendwann kam auf mein Beten eine Antwort. Irgendwann hatte ich wieder das Gefühl, daß Gott für mich da ist, daß ich wieder mit ihm sprechen kann, daß er mir Antwort gibt.

Und dann waren da noch die treuen Freunde, die mich in meiner Not nicht allein ließen. „Immer wenn man denkt, es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her", heißt es in einem Gedicht. Bei mir war es das Telefon, wenn es klingelte. Oft war es zu einer Zeit, in der ich Hilfe nötig brauchte. Da war meine Freundin Giesela. Wir schrieben uns ab und zu Briefe, und zum Geburtstag kam ein Päckchen. Aber jetzt, jetzt war sie da. Jede Woche rief sie mich an. Wenn ich ihre Stimme hörte, wurde die alte Zeit wieder lebendig, in der ich gesund war. Giesela behandelte mich als Gesunde, erzählte mir aus ihrem Leben und nahm teil an dem meinen. Sie versuchte mir zu helfen, wo es nur ging. In der Zeit meiner Schlaflosigkeit schickte sie mir Tropfen, und in noch manch anderem zeigte sie mir, daß sie mich ernst nahm. Sie erzählte mir, daß sie einen Zen-Meditationskurs besucht und die einzelnen Vorträge auf Kassetten aufgezeichnet habe. Von ihrer Begeisterung übertrug sich etwas auf mich, und ich ließ mir gerne die Kassetten schicken. Alles nahm ich an, von dem ich

meinte, daß es mir Licht in mein Dunkel bringen würde.

Oder es war Adelheid, die anrief. Wir kamen nur selten zusammen, aber wenn sich etwas Wichtiges in meinem Leben ereignete, war Adelheid da. Ab und zu hatten wir Gelegenheit, uns auszutauschen, und wir stellten fest, daß wir unabhängig voneinander dieselben Erfahrungen gemacht hatten - jeder in seinem Leben. Vor etwa zehn Jahren hatte ich einmal einen Traum: Adelheid und ich standen in unseren Wagen gemeinsam an einer Kreuzung und hatten vor, jede in eine andere Richtung zu fahren. Sie blinkte links und ich rechts. Was auffällig war: Wir trugen dieselben geblühten Kleider, nur mit einem jeweils anderen Muster.

Adelheid hatte von meiner Hirnblutung gehört, und von da an war sie da für mich. Sie besuchte mich nicht, machte auch gar nicht den Versuch, das zu entschuldigen, aber wenn sie konnte, wenn sie daran dachte, rief sie mich an. „Hier ist Adelheid“, eröffnete sie das Gespräch. Es bedeutete für mich: „Ich will einmal vorbeischaun, wie dir's geht.“ Ich hatte den Eindruck, daß am anderen Ende der Leitung nicht nur ein Ohr war, das aufmerksam zuhörte, sondern ein Herz voller Verständnis. Adelheid bestätigte mir immer wieder, daß alles, wie es sich ergab, für mich richtig war, ob ich ihr nun mein Leid klagte oder von meinen Fortschritten erzählte. Während des Gesprächs versank die Welt für mich, es gab jetzt nur den einen Moment, der uns beide verband. Besonders in jener Zeit gab sie mir das Gefühl, daß alles, was mir widerfuhr, von großer Bedeutung für mich war. Ihr Urteil kam aus dem Gefühl tiefer Verbundenheit, und zugleich wußte ich,

dahinter stand die Theologin, die sie mit Leib und Seele ist.

Daß Giesela und Adelheid - jede auf ihre Weise - ihr Leben für meine Krankheit öffneten, sie mittrugen, mich und mein Leid in ihr Leben einließen - das war es, was mir Erleichterung verschaffte. Sie ließen mich nicht fallen, sie schrieben mich nicht ab. Sie nahmen mich an in meiner Wirklichkeit, die jetzt für mich Krankheit und Leiden hieß. So durfte ich treue Freundschaft erfahren.

Eines Tages sagte mir der Arzt bei der Visite, er habe wahrscheinlich die Ursache meines hohen Pulses gefunden. Das blutdrucksenkende Medikament sei aller Wahrscheinlichkeit nach der Grund, wie es auch unter Nebenwirkungen auf dem Beipackzettel stehe: erhöhter Puls. Wir müßten also das Medikament wechseln; dies würde dann zeigen, ob der Puls sinkt. Es sei eine Chance, mehr nicht. Ich ergriff den Strohhalm und setzte meine Erwartungen in das neue Medikament. Doch der Pferdefuß ließ nicht lange auf sich warten: Das alte Medikament konnte nicht einfach abgesetzt und dafür das neue genommen werden, sondern der Austausch sollte allmählich erfolgen, um jedes Risiko zu vermeiden. Man nennt das Einschleichen und Ausschleichen des Medikaments. Und so standen mir drei Wochen bevor, in denen ich die Folgen des alten Medikaments auf jeden Fall noch zu ertragen hatte, wenn, ja wenn es überhaupt die Ursache meines hohen Pulses war.

„Wie geht es Ihnen?“ fragte der Arzt fast täglich. Er kontrollierte den Puls, doch er war immer gleich hoch. Es hört sich im nachhinein sehr einfach an: Das eine Medikament wird langsam abgebaut, dafür tritt an seine

Stelle das neue. So lange muß man eben warten und Geduld haben, bis sich zeigt, ob das alte Medikament tatsächlich den hohen Puls verursacht hat. Doch gerade diese Geduld fehlte mir. Jetzt wollte ich es wissen. Ab und zu brachte ich die Geduld ja auch auf und ich rechnete mir die Tage aus, ab wann es vielleicht besser werden würde; aber ich malte mir genauso aus, was alles passieren konnte, wenn das alte Medikament nicht daran schuld war. Hinzu kam noch, daß mein Mann herzkrank ist und ich viele Jahre mit ihm mitgelitten und -gebanzt hatte. So wußte ich Bescheid, was auf mich zukommen würde, wenn nun auch das Herz nicht in Ordnung war.

Es war an einem Samstagmittag. Um 14 Uhr hatte sich Rainer angesagt; um 15.30 Uhr wollte Klara kommen: Grund zur Freude also. Ich hatte mir fest vorgenommen, an diesem Mittag nicht zu weinen. Doch es kam, wie es kommen mußte: was sich während der letzten Tage angestaut hatte, das mußte heraus. Rainer hatte eine Art entwickelt, meine Gefühlsausbrüche über sich ergehen zu lassen, so, als ob sie ihn nichts angingen. Das erforderte Kraft von ihm - aber heute hatte er sie nicht. Er hatte schlecht geschlafen und war selber mit seinen Kräften am Ende. So kam es, daß er auf mein Weinen einging. Er meinte, daß ich nicht wisse, was ich wolle, und daß ich heute dieses und morgen jenes beklage. Er wisse auch nicht, was er tun solle - und so gab ein Wort das andere, und mein Weinen wurde schlimmer und heftiger. In diese Situation hinein kam Klara. Ich versuchte die Tränen abzuwischen, aber es nützte nichts. Allmählich fing ich mich aber wieder, und als Rainer ging, schien der Anfall

vorbei und ich wieder in Ordnung zu sein. Ich hörte Klara zu. Sie vermittelte etwas, was Mut machte, auch für das Morgen. Sie schilderte alles so, als ob es schon Wirklichkeit wäre, und überbrückte die schweren und dunklen Momente mit einer Schau der Zukunft, die mich erhob und mitschwingen ließ in ihrem Rhythmus von Kraft und Freude. Klara steckte mich an. Was sie mir erzählte, ließ mein Herz höher schlagen. Sie hatte vor, in den großen Ferien nach Taizé zu fahren, und ich sollte mitkommen. Sie entzündete in meiner dunklen, trüben Gegenwart ein Hoffnungslicht. Sie sah mich bereits als gesund an. Zum Schluß zeigte sie mir noch ihre neu erlernten Eutonieübungen. Sie wollte Eutonielehrerin werden und nahm an einem Kurs in Eutonie teil, um die Übungen anderen Menschen selber zu vermitteln. Ich war also die erste, die ihre Übungen dankbar entgegennahm.

Klara kam nicht regelmäßig, aber wenn sie kam, dann kündigte ihr Kommen eine neue Phase in meinem Leben an. So war es schon beim ersten Mal gewesen, als sie mir die Botschaft brachte, ich würde gesund werden. So war es auch jetzt. Von nun an ging es wieder ein Stückchen aufwärts. Als die Tabletten umgestellt waren, normalisierte sich der Puls - und damit auch mein Leben. Klara hatte damals unter jene erste Botschaft geschrieben, die sie mir ja nicht mündlich mitteilen konnte - ich war damals nicht dazu in der Lage -: „Deine Klara, in Liebe und in Leid“. Dieses Geleit habe ich bis heute erfahren dürfen. Für Klara gilt das Motto: „Der Weg ist das Ziel.“ Wenn ich einen Gedanken habe, von dem ich überzeugt bin, daß er richtig ist, dann gilt es, ihn in die Tat umzusetzen - und zwar



sofort, damit er nicht von anderen, unwichtigeren Dingen verdrängt wird. So setzt sich Klaras Weg aus Schritten zusammen, die nicht geplant, aber dennoch von Wichtigkeit für sie sind. Und so konnte es geschehen, daß sie unangemeldet plötzlich bei mir in einem Augenblick auftauchte, wo es wichtig war, jemanden zu haben, der mir Kraft gab und mich aufrichtete.

Es ging also wieder vorwärts und aufwärts. Mir war, als ob ich ein neuer Mensch geworden sei, und mir kamen die Worte ins Bewußtsein: „Das Alte ist vergangen, siehe, ein Neues ist geworden.“ Nicht nur einmal muß man der neue Mensch werden, sondern immer wieder. Jedesmal fühlt man, daß man etwas Altes losgelassen hat. Man fühlt sich leicht und unbeschwert. Ich nahm meine Spaziergänge wieder auf. Es war Frühling. Die Bäume blühten, und die Vögel sangen. Ich hatte für dies alles jetzt wieder ein Gefühl, ja, ich wollte am liebsten mitsingen. Jeder Atemzug war voller Dank und Freude, und so begegnete ich auch meinen Mitmenschen. Alle schienen freundlicher zu mir zu sein.

Für Mittwoch hatte sich Rainer angekündigt. Er wollte mit mir in die Stadt fahren und hatte sehr geheimnisvoll getan. Um 16 Uhr holte er mich ab. Wir gingen zum Auto. Ich wunderte mich: Es schien heute nicht so nah am Eingang zu stehen wie sonst. Wir gingen die ganze Reihe der parkenden Autos entlang bis zum Ende. Waren wir vorbeigelaufen? Ich schaute Rainer fragend an, er konnte ein Grinsen nicht verbergen. „Dann schauen wir halt noch einmal, vielleicht haben wir es übersehen“, meinte er. Mir dämmerte etwas. Ein neues Auto? Ja, wir wollten uns in

diesem Jahr für unsere beiden alten Autos ein gemeinsames neues kaufen, aber das Vorhaben hatten wir zurückgestellt. Zumindest war noch nicht entschieden, was für ein Auto es sein sollte, denn Rainer hat einen ganz anderen Geschmack als ich. Sollte er wirklich ein Auto gekauft haben? Wir waren mittlerweile zurückgegangen, und ich schaute nun nach einem Auto aus, das Kennzeichen OG hatte. Das war nicht schwer auszumachen. Da vorne stand ein weißer Peugeot 205, wie ich ihn mir genau gewünscht hatte. Es war mein Auto. Der Fahrzeugschein lautete auf meinen Namen. Mir kamen die Tränen vor Freude und Rührung. Rainer wollte mir zu diesem Zeitpunkt zeigen: Ich glaube daran, daß du wieder Auto fahren können wirst. Jetzt bin ich noch dein Chauffeur, aber das Auto gehört dir.

An den Anfang und an den Schluß all meiner treuen Freunde, die mich in meiner Krankheit mitgetragen haben, möchte ich meinen Mann stellen. Es ist nicht selbstverständlich, durch dick und dünn geliebt zu werden. Es ist ein Geschenk, wenn man dies erfahren darf.

## **„Heimät zue“**

Vier Monate war ich nicht zu Hause gewesen. In Elzach war ich nun schon zehn Wochen. Es ging auf Pfingsten zu, und die wichtige Frage ging unter den Patienten herum: „Gehen Sie heim?“ Drei Tage konnte man freibekommen, da lohnte sich auch schon eine weitere Fahrt nach Hause, und für viele Patienten, besonders für die älteren, verband sich vieles mit der Frage: „Gehen Sie heim?“ Viele hatten

gar kein Zuhause, wurden von Kindern oder Verwandten abgeholt, aber es hing für sie viel daran: Sie gingen heim. Wie mochte es erst an Weihnachten sein? Wer dann hier blieb, dazu noch ohne Ehepartner, der war zu bedauern, meinte man. An Ostern hatte ich es erlebt: Ich war gerade drei Wochen da und wäre gar nicht auf den Gedanken gekommen, nach Hause zu gehen. Mein Mann kam, die Kinder besuchten mich, und am Ostermontag machte mein Bruder vom Bodensee her eine Spazierfahrt. Ich vermisse nichts. Es gab für die wenigen, die dageblieben waren, ein wunderbares Essen, es war ruhiger als sonst, und diejenigen, die Dienst hatten, machten es sich auch ein wenig gemütlich. Kurz, es war eine schöne Atmosphäre - aber bis ich allen erklärt hatte, daß ich dableiben würde, meine Gründe dafür angegeben hatte, das machte mehr Mühe, als ich gedacht hatte. Gegenüber den Patienten, gegenüber dem Arzt, den Schwestern und schließlich im Speisesaal, überall hatte man die Frage zu beantworten: „Gehen Sie heim?“ - und dann das Nein zu kommentieren.

Ich hatte wohl damals zu Ostern gesagt: „Pfingsten vielleicht“, aber das lag noch sehr weit weg. Nun, auf einmal - ohne daß ich viel darüber nachgedacht hätte - hatte ich das Verlangen, nach Hause zu kommen. Zum erstenmal seit vier Monaten beschäftigte ich mich mit Zuhause. Es waren nicht nur Gedanken der Freude, sondern auch des Bangens: Wie würde alles sein für mich nach dieser langen Abwesenheit? Wie würden mich die Nachbarn aufnehmen, jetzt, als Behinderte? Wie würde ich selber das Zuhause empfinden, da ich nicht mehr dieselbe war wie zuvor? Mein Mann hatte mich schon auf

bestimmte Dinge vorbereitet. In der Küche hatte sich einiges geändert klar, wo er jetzt das Regiment führte. Auch hatte er mir gestanden, daß die Blumen vertrocknet waren und er sie ins Freie gestellt hatte. Das Wohnzimmer ohne Blumen? An meinen Schreibtisch durfte ich gar nicht denken - dort, wo ich meine Predigten vorbereitet hatte. Aber es mußte sein. Der Zeitpunkt war da, mich auf die neuen Umstände zu Hause einzustellen, mich in Gedanken in Richtung Heimat zu begeben. „Heimät zue“, hatte man am Bodensee gesagt, wo ich aufgewachsen bin. Es ging also jetzt der Heimat zu.

Dann war es soweit. Der Pfingstsamstag nahte. Ich hatte mich im Speisesaal abgemeldet. Die Schwester hatte die Tabletten vorbereitet, die ich während der Tage daheim einnehmen sollte. Nun mußte ich noch eine Unterschrift leisten, mich von der Klinik abmelden, das heißt, ich übernahm die Verantwortung für die nächsten Tage selbst und war nicht im besonderen Schutz der Klinik geborgen. Es gab keinen Klingelknopf neben dem Bett für alle Fälle. Ich hatte ein wenig Angst vor diesen beiden Nächten, aber ich wußte, irgendwann mußte es ja einmal sein, mußte ich beginnen, die Verantwortung wieder selbst zu übernehmen. Um 8.30 Uhr holte mich mein Mann im neuen, frisch gewaschenen Auto ab. Es war schlechtes Wetter über Pfingsten angesagt worden, doch an diesem Morgen lachte die Sonne. Wir fuhren durch die herrliche Frühlingslandschaft, und ich genoß es so richtig, alles genau zu betrachten. Uns begegneten viele Autos, die zum Einkauf oder in den Urlaub unterwegs waren. Wir waren an diesem Morgen in den Pfingstverkehr eingereiht, und ich

unterschied mich auf dem Beifahrersitz in nichts von den anderen Menschen, die unterwegs waren. Das nahm mir das Gefühl, behindert zu sein. Allmählich näherten wir uns Ettenheim. Ich wurde immer stiller. In den Straßen war viel Betrieb. Beim Abbiegen begegnete uns an der Ecke der Briefträger. Freudig kam er auf das Auto zu. „So, wieder im Land?“ fragte er, und man merkte, daß er sich freute, mich wiederzusehen. Dann bogen wir in unsere Straße ein. Von den Nachbarn war niemand zu sehen.

Ich stieg aus und ging zum Gartentor. Wie würde es im Vorgarten aussehen? Rainer hatte an alles gedacht. Die Sträucher waren behäckelt, das Unkraut entfernt. Nun kamen mir doch die Tränen. Wie gerne hatte ich immer die Gartenarbeit gemacht, wie stolz war ich auf Blumen und Sträucher gewesen, die ich selbst gepflanzt hatte. Der Garten war stets ein Stück von mir. Das war nun nicht mehr so. Ich weinte darüber, daß mir alles so furchtbar fremd vorkam. Es war nicht mehr mein Vorgarten, den ich so sehr geliebt hatte. Mittlerweile war Rainer nachgekommen. Wir legten das letzte Stück bis zur Haustür schweigend zurück. Wir schauten uns nicht an. Rainer öffnete die Tür, und wir traten ein. Im Hausgang nahmen wir uns fest in die Arme. Ich war wieder daheim.

Auf dem Wohnzimmertisch stand ein großer Blumenstrauß. Rainer hatte ihn beim Gärtner selbst zusammengestellt, was etwas heißen will bei seinem Verhältnis zu Blumen! Seiner Meinung nach gehören sie in die Natur. Wenn es nach ihm ginge, würden keine Blumen im Wohnzimmer oder im Eßzimmer stehen - und nun standen doch welche da! Ich kannte sie nicht; aber damit es

bei meiner Heimkehr nicht so leer aussehen sollte, hatte er auch daran gedacht. Er hat sich sogar von der Gärtnerin erklären lassen, wie die neu erworbenen Mitgeschöpfe bis zu meiner endgültigen Rückkehr zu pflegen sind, wo ich die Arbeit dann selbst übernehmen kann.

Wir waren über Pfingsten allein. Das Haus war sauber. Rainer hatte eine Putzhilfe besorgt, eine Rußland-Deutsche, ebenso jemanden für den Garten. Alles sollte zu meinem Empfang in Ordnung sein. Aber irgend etwas fehlte, ich konnte nur noch nicht sagen, was. Alles war anders als früher. Rainer machte die Arbeit, ich ließ mich bedienen. Dann das Blutdruckmessen - es war auch ungewohnt. Dreimal am Tag maß mir Rainer den Blutdruck und fühlte den Puls und schrieb die Werte in ein Büchlein. Er machte das Essen, deckte den Tisch und räumte wieder ab. So kam es, daß ich mich wie auf Besuch fühlte - und nicht zu Hause.

Dann kam der Abend. Ich schlief nicht oben in meinem Zimmer, sondern unten im Eßzimmer. Einmal war ich kurz oben gewesen. Auf dem Schreibtisch staute sich die Post von vier Monaten: Drucksachen, Zeitschriften und vieles andere mehr. Das Zimmer war zwar aufgeräumt und gesaugt, aber man merkte, daß niemand mehr darin wohnte und zu Hause war. So zog ich das Eßzimmer zum Schlafen vor. Hier war ich mitten im Geschehen. Rainer schlief während der Zeit gleich nebenan im Gästezimmer, so daß er mich jederzeit hören konnte. Um 21 Uhr ließ er mich allein und sagte mir gute Nacht. Ich nahm meine Tabletten und sprach wie immer mein Gebet, doch nun zu Hause - und ich schlief bis zum nächsten Morgen durch.

Pfingstsonntag. Ich ging nicht in die Kirche, denn das war noch zu anstrengend. Ich stellte mir die vielen Leute vor, die mich begrüßen würden. Damit hatte es noch Zeit. So frühstückten wir gemütlich und freuten uns über unser neu geschenktes Zusammensein. Am Mittag machte ich einen Spaziergang. Eine Nachbarin war im Garten und pflückte einen Strauß. Sie kam an die Straße, um mich zu begrüßen. „Wir haben viel für Sie gebetet“, sagte sie. Sie ist eine fromme Katholikin. Die Frage, wie es denn gehe, mußte ich in diesen Tagen noch oft beantworten. Ich erwiderte: „Mir geht es gut, den Umständen entsprechend.“ Da wurde sie beinahe heftig: „Seien Sie bloß nicht undankbar! Danken Sie Gott, daß Sie wieder laufen können, und das andere wird auch kommen.“ Sie hatte Tränen in den Augen und verabschiedete sich von mir. Dieses Gespräch hatte mir gezeigt, wie mein Fall in der Nachbarschaft aufgenommen worden war. Man hatte sich damit auseinandergesetzt. Für alle war es ein Schock gewesen.

Auf dem Heimweg begegnete ich unseren anderen Nachbarn. Sie saßen auf der Terrasse ihres Hauses, und ich mußte direkt an ihnen vorbei. Ich gab mir Mühe, das Nachziehen des Beines zu verbergen, aber sie schienen gar nicht darauf zu achten. Herzlich begrüßten sie mich und wünschten mir, daß ich bald für ganz nach Hause käme. Sie hatten mich vor einigen Wochen in Elzach besucht. Ihre Worte gaben mir Mut. Mit solchen Nachbarn konnte ich mich auf den langen Weg der noch vor mir liegenden Genesung machen.

Nach dem Spaziergang wollten wir gemeinsam kochen,

so wie wir das immer getan hatten. Das Kochen gehörte an Festtagen zum guten Essen dazu. Es machte uns beiden Spaß. Ich nahm auf der Küchenbank Platz und schaute Rainer zu, wie er die Zutaten vorbereitete. Er wusch die Fenchelknollen und zerkleinerte sie auf dem Tisch. Die Zwiebeln schnitt er so fein wie möglich, dazu hackte er den Knoblauch. Wir unterhielten uns dabei, doch das Gespräch wurde langsamer und verstummte schließlich ganz. Mir fiel ein, wie es früher war. Meist hatte ich Regie geführt und die Zwiebeln hackte niemand so fein wie ich. Das war meine Arbeit. Jetzt mußte ich zuschauen, und bei diesen Gedanken kamen mir schon wieder die Tränen. Würde ich je wieder Zwiebeln schneiden können? War es von nun an immer so, daß ich untätig zuschauen mußte, wenn Rainer die Arbeit machte? Die Tränen liefen und liefen, und ich ließ es zu. Auch Rainer versuchte nicht, mich zu trösten und zu beschwichtigen. Das war Trauerarbeit: es mußte heraus, bis ich ohne Schmerz zusehen konnte, wie andere etwas verrichteten, was von mir noch nicht oder nicht mehr zu leisten war. Das Essen hat trotzdem geschmeckt; nur: die Sache, die ich heute berührt hatte, war noch nicht ausgestanden. Das wußte ich, aber ich wußte nicht, wieviel sie mir noch zu schaffen machen würde.

Am Pfingstmontag pünktlich um 16.30 Uhr saßen wir im Auto und fuhren zurück nach Elzach. Wieder war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur Gesundung getan worden, der Schritt in Richtung Heimat. Auf die Fragen, wie es denn zu Hause gewesen sei, konnte ich guten Gewissens antworten: „Es war schön“, und ich vermochte mir vorzustellen, daß meine Zeit in Elzach zu Ende ging.



Ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, heimzukehren. Nie hatte ich den Arzt gefragt: „Wie lange muß ich denn dableiben?“ – wie ich das von anderen hörte, die es alle nicht erwarten konnten, bis sie wieder nach Hause durften. Aber jetzt war es soweit. Ich wollte heim.

Zuerst sprach ich mit den Therapeuten. Ich fragte, ob ich denn hier in Elzach noch wesentliche Fortschritte machen könnte. Herr Hartwich sagte mir klipp und klar, daß das Maximum meiner Fortschritte erreicht sei. Das übrige müßte die Zeit bringen, unterstützt natürlich von laufenden Übungen. Ich mußte zunächst einmal schlucken. Er konnte mich also nicht weiterbringen, aber Hand und Fuß waren noch lange nicht so, wie ich es am Ende meines Aufenthalts erwartet hätte. Anfangs hatte ich geglaubt, in dem Vierteljahr würde ich gesund werden. Ich hatte Frau Hahn vor Augen. Nein, so fit wie sie war ich noch lange nicht. Bei einem Anruf hatte sie mir erzählt, daß sie bereits Auto führe, alles natürlich unter großer Anstrengung, aber es gehe. Vergleichen durfte ich mich nicht, aber wichtig war für mich, die Fortschritte gingen weiter, zu Hause. Ich kam eben nicht gesund heim, sondern als Genesende.

Frau Becker sagte dasselbe: Sie könne mir nichts mehr beibringen. Von der täglichen Übung erwarte sie allmähliche Besserung meines Zustandes. Sie hoffe, das Ganze würde sich noch mehr senken, und mit der Zeit würde ich zu der normalen Geschwindigkeit und dem gewohnten Klang meiner Stimme zurückfinden. Auf das Wann könne sie mir keine Antwort geben - sie habe gegen eine Entlassung nichts einzuwenden. Sie empfahl mir, ein- bis zweimal monatlich eine Logopädin aufzusuchen. Sie

wolle mir auch gerne behilflich sein, eine für mich passende zu finden - als Hilfe zur Selbsthilfe, meinte sie. Hier wurde über meinen Weggang gesprochen, als ob es etwas ganz Natürliches wäre, nach Hause zurückzukehren.

Herr Schmidt, der Ergotherapeut, erwartete meinen Namen schon lange auf der Liste derer, die zur Entlassung anstanden, obwohl er immer noch der Meinung war, ich müßte das Schreiben lernen, die Hand wäre jetzt soweit. Aber das könnte ich auch allein schaffen. In dieser Zeit stellte er eine Kochgruppe zusammen. Fünf Frauen sollten miteinander ein Abendessen zubereiten. Auch ich wurde gefragt. Natürlich habe ich zugesagt. Dann fragte er mich, was man denn kochen könnte, ich sei ja Vegetarierin, aber er würde sich nach mir richten. Wir haben uns für etwas entschieden, was ich schon immer gerne gekocht habe: Hirseauflauf und Salat. Ich mußte ihm dabei helfen, die Mengen zusammenzustellen. Ich habe mich noch darüber geärgert, daß dadurch die Therapiestunden ausfielen. Heute weiß ich, daß er prüfen wollte, wie gut ich im Haushalt zurechtkam. Er kaufte nach meinen Angaben ein, und am nächsten Dienstag trafen wir uns, um zu kochen. Ich kannte die Damen fast alle, die daran teilnahmen. Ich hatte sie vorher darauf angesprochen, und wir alle freuten uns gemeinsam auf die Kocherei.

Am Dienstag pünktlich um 16 Uhr fanden wir uns vor der Küche ein. Herr Schmidt näherte sich mit einem Karton voller Zutaten, die er auf dem Küchentisch ausbreitete. „Wir wollen heute einmal unsere Kochkünste unter Beweis stellen“, begann er. „Was wir kochen, das wird Ihnen jetzt Frau Kirchner sagen. Bitte schön.“ Ich war

überrascht, um nicht zu sagen: verwirrt. Damit hatte ich nicht gerechnet. Herr Schmidt hatte mich auch nicht darauf hingewiesen, daß ich mich vorbereiten sollte. Aber wir waren ja unter uns, und so erklärte ich den Frauen, wie man einen Hirseauflauf zubereitet: Die Hirse mit der doppelten Menge Wasser aufsetzen, Gemüsebrühe dazugeben und das Ganze zum Kochen bringen. Danach den Herd abschalten. Nach zwanzig Minuten ist die Hirse fertig. In der Zwischenzeit das Gemüse andünsten - wir hatten Fenchel gewählt und ich selbst wollte die Soße, die darüberkam, zubereiten. Aber nachdem ich nun einmal A gesagt hatte, mußte ich auch B sagen: „Was für einen Topf sollen wir nehmen?“ - „Ist das Gemüse so klein genug geschnitten?“ - „Da sollte doch noch Gemüsebrühe rein, wo ist denn die?“ Alle Fragen richteten sich an mich. Herr Schmidt schaute zu, er zuckte nur mit den Achseln. Da hatte ich mich ja auf etwas Schönes eingelassen - und obwohl ich ruhiger geworden war als sonst, bei einer solchen Gelegenheit spürte ich, wie die Aufregung allmählich Besitz von mir ergriff, d. h. im Klartext, der Blutdruck stieg. Aber ich wollte durchhalten. Die Soße für den Auflauf war noch zu machen, die hatte ich mir ja vorgenommen. Nachdem ich eine Schüssel gefunden hatte, schlug ich die Eier auf. Ich benutzte die rechte Hand einfach mit, und sie gehorchte. Es waren zwar keine vorschriftsmäßig aufgeschlagenen Eier, aber es lief auch nichts daneben. Dann war der Becher mit der sauren Sahne zu öffnen. Ich wußte gar nicht, wie schwierig das sein konnte. Jetzt mit einem Löffel die Sahne herausschaben, so daß möglichst wenig im Becher zurückblieb. Dazu brauchte ich beide Hände. Herr

Schmidt stand an der gegenüberliegenden Seite des Tisches und beobachtete mich. „Das geht ja wie geschmiert“, sagte er - nun, wie geschmiert ging es nicht, aber es ging.

Dieser Kochnachmittag gab mir Hoffnung, daß ich auch daheim mit den großen und kleinen Anforderungen des Haushalts wieder fertig wurde. Ja, ich war so richtig beschwingt und nahm den hohen Blutdruck gerne in Kauf, der sich abends beim Messen herausstellte. Aber zuvor haben wir alle mit Appetit gegessen, und jede von uns hatte den Eindruck, wieder ein Stück Lebendigkeit unter Beweis gestellt zu haben. Herr Schmidt sagte mir später, daß er mit meiner Leistung voll und ganz zufrieden sei. Ich könnte also den Start im eigenen Heim wagen. In diesem Sinne wollte er sich auch auf der nächsten Besprechung der Ärzte und Therapeuten unserer Station äußern, die am Mittwochmorgen stattfand.

Selbstverständlich hatte ich auch den Arzt gefragt, wie es mit meiner Entlassung stünde. Er verwies auf die Besprechung am Mittwoch. Er wollte erst einmal hören, was die Therapeuten sagten. Außerdem war er bei mir diese Eile nicht gewohnt. Nie hatte ich vom Nachhausegehen gesprochen. Am Donnerstag wollte er mir bei der Chefarztvisite Bescheid sagen. Ich richtete mich darauf ein, anwesend zu sein. Ich hatte um diese Zeit Gymnastik bei Herrn Hartwich, und so ergab es sich, daß er ebenfalls bei der Besprechung dabei war. Ich war ganz gespannt auf die Entscheidung, die das Ärzte-Therapeuten-Team getroffen hatte. Doch statt dessen fragte mich der Arzt: „Nun, Frau Kirchner, wann wollen Sie denn heim?“ Auf diese Frage war ich nicht gefaßt. Unwillkürlich schaute ich Herrn

Hartwich an, fast hilfeschend. Der stand an der Wand, etwas abseits, und hatte meinen Blick richtig gedeutet. „Nächste Woche“, flüsterte er mir zu, und ich sagte prompt: „Nächste Woche.“ Als es heraus war, staunte ich selber über meinen Mut. Auch der Arzt hatte mit solcher Eile nicht gerechnet. „Wir werden sehen“, sagte er, „am Freitag wird ihnen Dr. König Bescheid geben, ob es in der nächsten Woche klappt.“ Es können immer nur zwei oder drei Personen in einer Woche entlassen werden, weil die Zimmer für die nachfolgenden Patienten vorzubereiten sind.

Am Freitagmorgen - ich war gerade unterwegs zum Frühstück - überbrachte mir Dr. König die freudige Nachricht: Wenn ich wollte, könnte ich nächsten Donnerstag entlassen werden. - Diese Nachricht konnte ich nicht für mich behalten. Ich erzählte Frau Herzog und den anderen beiden Damen am Tisch, die neu hinzugekommen waren, daß ich am nächsten Donnerstag entlassen würde. Ich konnte es selbst noch nicht recht fassen.

In letzter Zeit hatte ich begonnen, zum Frühstück Brötchen statt meinem Müsli zu verzehren. Das gab mir die Gelegenheit, das Brötchen selbst aufzuschneiden und zu bestreichen. Anfangs gelang das noch nicht. Wenn es Brot gab, lag dies zubereitet auf einem Brettchen neben meinem Teller. Es war sehr mühevoll, das Messer in die Hand zu nehmen und die Butter auf dem Brötchen zu verteilen. Dabei fiel mir öfter das Messer aus der Hand; ohne daß ich es merkte, landete es auf der Serviette oder auf dem Boden. Frau Herzog tat so, als bemerke sie meine Bemühungen nicht, dafür um so mehr die beiden anderen. Für meine

Nachbarin bedeutete es offenbar etwas ganz Besonderes, mir zuzuschauen. Sie unterbrach das Essen und beobachtete jeden meiner Handgriffe. Sie gab das auch offen zu und meinte bedauernd, auf ihren eigenen rechten gelähmten Arm zeigend: „Ich kann Ihnen leider nit helfe.“ Sie war 75 und Schwäbin. Die andere Frau schaute hin und wieder vorwurfsvoll von ihrem Essen auf, als wollte sie sagen: „Ich könnte Ihnen helfen, aber Sie lassen es sich ja nicht gefallen.“ Sie war an den Bandscheiben operiert und hatte also mit den Händen keine Schwierigkeiten. Sie aß sehr schnell, war immer schon vor den anderen fertig und übernahm dann das Regiment am Tisch: Kaffee oder Tee eingießen, die Milch reichen oder am Mittag das Fleisch schneiden - dabei drückte ihr Gesicht unausgesprochene Vorwürfe aus. Ich hatte ihr gleich zu Beginn gesagt, daß ich beim Brötchenstreichen keinerlei Hilfe in Anspruch nehmen würde. Ich mußte es ja selbst lernen, und das war eben mit Mühe verbunden. Heute nun störte mich ihr Verhalten zum ersten Mal, und ich dachte: „Bis Donnerstag noch, dann hast du es geschafft.“

Es war noch viel zu tun bis Mitte nächster Woche. Jeder der Therapeuten sollte ein kleines Abschiedsgeschenk bekommen. Das mußte überlegt sein, und Rainer sollte alles besorgen. Den Schwestern und Pflegern wollte ich einen Geldschein überreichen und jedem eine Tafel Schokolade. Rainer brachte mir die eingekauften Geschenke am Montag mit. Er nahm auch schon einige meiner Sachen mit nach Hause, es hatte sich in dreizehn Wochen doch einiges angesammelt.

Am Dienstag war meine letzte Gymnastikstunde bei

Herrn Hartwich. Es fing wie immer mit Blutdruckmessen an. In einer Plastiktasche hatte ich das Buch mitgebracht, das ich ihm schenken wollte. Ich legte die Tasche auf den Hocker, setzte mich auf die Liege und zog mir die Schuhe aus. Jede Kleinigkeit prägte sich mir ein. Wir machten dieselben Übungen wie alle Tage, aber es war das letzte Mal. Dessen wurde ich mir bewußt, und ich konnte die Tränen fast nicht zurückhalten. Herr Hartwich zeigte mir noch Übungen, die ich zu Hause machen sollte, vor allen Dingen für den Arm, der täglich bewegt werden mußte. So kam es, daß wir am Schluß länger brauchten als sonst. Als ich mir die Schuhe anzog, überlegte ich, mit welchen Worten ich ihm das Geschenk überreichen sollte; aber es gab sich alles von selbst. Vorne in das Buch hatte ich mit der linken Hand ein paar Worte des Dankes geschrieben. Sie standen da im Buch, sie standen aber auch in einem Herzen, und darin würden sie bleiben, für immer. Auch Herr Hartwich hatte feuchte Augen, während er die Worte las. Ein Händedruck noch und gute Wünsche, die mich begleiten sollten, und ich ging. Herr Hartwich blieb - wandte sich dem nächsten Patienten zu und war für ihn da mit seinem Können und Wollen. Er wollte ihn, soweit es in seiner Macht stand ins Leben zurückführen. Bei mir war ihm das gelungen.

Am Mittwoch besuchte ich zum letztenmal die Handgruppe, anschließend war ich bei Herrn Schmidt, von dem ich mich mit einem guten Fläschchen biologischen Weins verabschiedete. Frau Adler war im Urlaub. Nach dem Essen erwartete mich Frau Becker in meiner letzten Sprachtherapie. Sie hatte ein ganzes Programm

zusammengestellt, das all die Übungen nannte und beschrieb, die ich täglich allein machen sollte. Wir hatten alles viele Male geübt, so daß ich sie nun auch selbständig vornehmen konnte. Der Abschied von Frau Becker tat weh, aber ich wußte, daß es kein endgültiger Abschied war. Es gab eine Dankesschuld - und die würde mich dazu bringen, sie hin und wieder einmal anzurufen oder ihr zu schreiben und mich darüber zu freuen, daß es sie gab.

Dann begann ich mit dem Packen. Das Poster und der Wandbehang wurden abgenommen, ebenso die Karten und der Wandkalender, und aus dem Nachttischchen wurde die Post verstaut. Nun war noch der Kleiderschrank zu räumen und zum Schluß das Bad. Rainer hatte mir zwei Koffer und eine Reisetasche gebracht. Letztere hatte ich zum Packen auf den Stuhl gestellt, und nun war sie voll. Ich nahm sie wie in alten Zeiten und stellte sie mit einem Ruck auf den Boden. Als ich mich aufrichtete, kam mir zu Bewußtsein, daß es immer noch zu den wenigen Verboten gehörte, mich nicht anzustrengen und nichts Schweres zu heben. Das kam mir in den Sinn, nachdem es schon geschehen war, und zugleich verspürte ich auch starkes Herzklopfen. Ich mußte mich hinlegen. Angst überfiel mich. „Lieber Gott, laß nichts passiert sein, das nächste Mal will ich bestimmt daran denken.“ Nach einer Stunde des Zitterns und Zagens beruhigte sich mein Puls, und ich wagte es, wieder aufzustehen. Gott sei Dank, es war nichts passiert! Aber die Angst lag ständig auf der Lauer und wartete wohl nur darauf, durch irgendeinen Anlaß geweckt zu werden. Das war das letzte Erlebnis in Elzach, das sich mir eingepägt hat. Nach einer durchschlafenen Nacht ging das Abschied-



nehmen am nächsten Morgen schnell vonstatten: der Abschied von den Tischnachbarn, den Schwestern und Ärzten - und ich fand mich wieder im Auto und wir fuhren „Heimat zu“.

Rückblick:

## **Siehe, ein Neues ist im Werden**

Rückblick will ich halten über das letzte halbe Jahr. So lange bin ich nun schon zu Hause. Heute haben wir die erste Kerze am Adventskranz angezündet. Es geht auf Weihnachten zu. Die Dusterheit des November ist vorüber. Ich habe in diesem Jahr zum erstenmal gespürt, wie Beklemmungen und Ängste mein Leben bestimmten. Oft war es so, als würde sich mit dem frühen Dunkelwerden die Angst einschleichen und jeden Abend bei mir zu Gast sein. Wie eine gefräßige Schlange ergriff sie Besitz von mir und lähmte mich. Dann wurde ich ganz still. Mein Mann kannte das schon, wenn ich ihm zuhörte und doch nicht zuhörte, denn meine Gedanken waren ganz woanders - bei der Angst.

Es ist, als ob man durch einen Wald geht. Früher war ich nur am Tag gegangen und hatte die hohen Bäume, das dichte Gebüsch und das Rascheln im Gras nur am Tag erlebt. Abends wurde ich wie Hänsel und Gretel in Humperdincks Märchenoper durch vierzehn Englein bewacht, die die Schrecken der Nacht von mir fernhielten. Ich konnte sie also nicht kennen, und ich bestritt, daß es sie überhaupt gab. Nun hatte ich sie kennengelernt. Der Baum, der tagsüber friedlich am Weg stand und mir seinen Schatten spendete, wurde am Abend und in der Nacht zur grausamen Fratze, und ich malte mir aus, was an Bedrohlichem von ihm ausgehen würde - und es war doch nur ein Baum. Das Rascheln im nahen Unterholz, was konnte das nicht alles sein bei Nacht, in der Dunkelheit?

Jesus hatte auch Angst damals im Garten Gethsemane. Er betete: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, aber nicht mein Wille, sondern deiner geschehe“, und ein Engel stärkte ihn, heißt es. Der Engel nahm die Angst also nicht weg, sondern gab Kraft und Mut, sie durchzustehen: Ja sagen, daß es die Angst in meinem Leben gibt, daß sie zu den dunklen Zeiten dazugehört - und mich von seinen Engeln stärken lassen, daß ich wieder aus ihr herausfinde und meinen Weg fortsetzen kann. Ich habe mich geirrt, wenn ich annahm, daß bei denjenigen, die keine Angst verspüren, alles stimmt im Leben, und wenn ich die anderen mit ihrer Angst als ängstlich hinstellte, als hätten sie etwas falsch gemacht, hätten zu wenig Vertrauen oder wären kleingläubig. Ängste zu haben wird dann als Strafe gewertet. Ein rechter Christ hat keine Ängste zu haben! Damit mußte ich mich auseinandersetzen. Natürlich stimmt es, daß man nicht tiefer fallen kann als in die Hände Gottes, aber es ist ein Unterschied, ob ich das - selbst wenn es meine tiefste Überzeugung ist - sage, ohne es erlebt zu haben, oder ob ich es erfahren habe, daß ich durch die Angst hindurchgetragen worden bin, ja, von Gottes Händen immer wieder von neuem hindurchgetragen werde.

Was meine Gesundheit angeht, so habe ich ebenso umdenken müssen. Man hat mir gesagt, meine Genesung brauche mindestens ein Jahr. Ich habe mir das so vorgestellt: in einem Jahr wirst du wieder die alte sein, wirst du wieder wie gewohnt sprechen, gehen und die Hand gebrauchen können. Im November wollte ich wieder mit Predigen beginnen - habe ich mir vorgestellt -, doch es kam anders: an Predigen war nicht zu denken. Der November

war der Angst vorbehalten. Die Wichtigkeit der Angst, des Schattens im Leben des Menschen, hat mir deutlich werden müssen. Mein Lebenshorizont hat sich geweitet, so daß ich Ängste als etwas zum Leben Gehörendes akzeptieren kann.

In diesem halben Jahr durfte ich erfahren, daß es mir an Leib und Seele mit jedem Tage besser ging. Dabei entfernte ich mich mehr und mehr von dem ursprünglichen Ziel, nämlich die Gesundheit wieder- zuerlangen. Ich hatte einen Weg eingeschlagen, der an dem Ort, wo die alte Gesundheit sich befand, nicht mehr vorbeiführte. Gesundwerden, das bedeutete einstmals in meinem Denken, wieder dort anzufangen, wo ich aufgehört hatte. Ich habe mich inzwischen weiterentwickelt und auch Erfahrungen gemacht, die ich nicht missen will und die bei mir die landläufige Meinung von Gesundheit über den Haufen warfen. Schon damals im Krankenhaus war mir bewußt geworden, daß man an einem Tag noch gesund sein kann - und damit für die Gesellschaft alles in Ordnung ist - und am nächsten Tag krank, und man wird ohne Vorwarnung als Kranker behandelt. Man ist nie vorher darauf hingewiesen worden, daß Krankheit und die Erfahrung damit zum menschlichen Leben eigentlich dazugehören. Später in Elzach war meine Einstellung zum Behindertsein eine andere geworden. Ich war durch den Zaun geschlüpft - wie von ungefähr - und hatte mich als Behinderte wiedergefunden. Wieder hatte ich Erfahrungen gemacht, die mein Bild von der Gesundheit des Menschen weiteten.

Ich rückte ab von dem allgemein üblichen Bild: Gesund ist, wer auf den Beinen ist; wer sprechen, hören und sehen, wer seine Hände und Füße rechtmäßig gebrauchen kann

und nicht in besonderer Weise vom Tod bedroht ist. Wie er sein Leben lebt, das spielt keine Rolle, Hauptsache, er ist gesund. - Wir wünschen einander zum Geburtstag Glück und Gesundheit und stellen uns ganz auf die Seite der Gesundheit und wollen die Krankheit nicht in unser Leben hineinlassen. Dabei vergessen wir, daß die Krankheit und das Leiden für den Menschen oft das einzige Mittel sind, über das, was er Gesundheit nennt, nachzudenken und dadurch zu einer neuen Lebensweise zu kommen, zu einer neuen Lebensqualität.

Mein neues Verständnis von Gesundheit brachte es mit sich, daß ich alte Verhaltensweisen in diesem Jahr über Bord werfen mußte, nachdem ich durch die Behinderung zum Nachdenken gezwungen war. Da war zum Beispiel die Sprache. Vor meiner Krankheit habe ich sehr schnell gesprochen. Ich war auch rasch dabei, auf Fragen schnell zu antworten. Im Gespräch ließ ich die anderen, die langsameren, gar nicht erst zu Worte kommen. Das ist mir erst jetzt aufgegangen.

Im Juli dieses Jahres waren wir bei Freunden eingeladen. Wir saßen draußen auf der Terrasse, Essen und Trinken schmeckte vorzüglich, und im Laufe des Abends unterhielt man sich über dies und das. Ich konnte nicht mitreden. Zum einen, weil ich nicht mehr orientiert war über die Ereignisse, zum anderen aber, weil ich gar nicht so schnell die Worte parat hatte, um mitsprechen zu können. Ich hörte also bewußt zu. Ich hörte Dinge, die ich früher nicht gehört hatte. Ich hörte die Leute jetzt anders sprechen, bzw. ich nahm sie in ihrem Sprechen anders wahr. Ich gab ihnen Gelegenheit, mehr sie selbst zu sein, wenn ich

schwieg. Früher hatte ich nur darauf gewartet, im rechten Moment das richtige Wort parat zu haben und anzubringen. Einige hatten da mitgehalten - aber was war mit den anderen gewesen, die nur still zuhörten? Ich war an ihnen gleich zweifach schuldig geworden. Erst einmal, weil ich sie nicht zu Wort kommen ließ, dann aber auch, weil ich mir auf meine Wortgewandtheit etwas einbildete. Ich hinderte sie nicht nur daran zu sprechen, mitzuteilen, wie sie die Sache sahen, sondern indem ich sie nicht zu Wort kommen ließ, zeigte ich, daß ich ihre Meinung nicht ernst nahm. Ich zollte ihr nicht genug Aufmerksamkeit, ich nahm sie nicht wichtig genug. All das ist mir an jenem Abend zu Bewußtsein gekommen - auch, daß man das Wichtigste durch Zuhören und nicht durch Reden erfährt.

So ist mir ganz neu aufgegangen, was Sprache überhaupt will: Menschen sprechen, haben die Sprache bekommen, damit sie sich verständigen, kommunizieren können, damit Gemeinschaft überhaupt möglich wird. Das Einander-Zuhören ist also wichtig, damit man aufeinander zugehen kann, damit es Gemeinschaft gibt. Ich hatte durch meine Behinderung nicht nur zuhören gelernt, sondern das Sprechen ganz von vorne begonnen. Ich hatte auch anders hören gelernt auf das, was aus mir heraus wollte. Früher hatte ich immer zwei oder drei Gedanken auf einmal. Es war, als ob die Begriffe dafür alle auf einmal vor dem Tor standen und ich nicht wußte, welchen Begriff ich durchlassen sollte. Jetzt, durch den Neubeginn der Sprache aufgrund der erzwungenen Langsamkeit des Sprechens, komme ich in diese Verlegenheit nicht mehr. Der Gedanke, den ich ausdrücken möchte, kommt klar hervor. Ich habe

nur noch eine Möglichkeit, das auszudrücken, was ich meine. Es ist leichter geworden, unkomplizierter. Der Umgang mit den Menschen - was die Sprache angeht - ist enger geworden, menschlicher. Hinzu kommt, daß mir die Menschen anders begegnen. Sie spüren, daß ich mich nur dann äußere, wenn es wirklich zur Bereicherung des Gesprächs beiträgt. Sie sind aufgeschlossener geworden, mir zuzuhören, jetzt, da ich beim Sprechen behindert bin.

Die Behinderung hat die Sichtweise auf mein Leben geändert. Die Umgebung ist noch dieselbe, in der ich lebe: das Haus, die Terrasse, der Garten. Und doch ist alles anders. Voriges Jahr hatte ich jede freie Stunde im Garten zugebracht, wenn es das Wetter zuließ. Im Winter hatte ich die Brombeeren geschnitten, um möglichst viel Frucht zu bekommen. Im Frühjahr beginnt dann die Gartenarbeit. Ich hatte mir den Gemüsegarten anlegen lassen. Es war ein großer Wunsch von mir gewesen, wieder im Garten tätig zu sein, die Erde zwischen den Fingern zu spüren, zu säen, zu pflanzen und zu jäten. Hatte ich einmal keine Zeit, im Garten zu arbeiten, so ging ich doch hinaus und sagte meinen Pflanzen guten Tag: Da waren über Nacht die Radieschen aufgegangen, oder der Salat mußte dringend gegessen werden, bei den Tomaten waren die überflüssigen Triebe auszubrechen, und, o Schreck, die Bohnen hatten Läuse. Besonders stolz war ich auf meinen Kräutergarten. Im Sommer holten wir jeden Tag zum Frühstück schon ein Kräutersträußlein. An all das mußte ich dieses Jahr denken, und ich hatte viel Zeit dazu. Es war ein schöner Sommer. Ich lag im Liegestuhl auf der Terrasse und ließ die Augen über das Stück Garten schweifen, das jetzt mit

Gründung eingesät war. Die Beete und die Wege waren eine grüne Fläche, und man vermutete gar nicht, was da alles gewachsen war. Dem Garten ging es wie mir: er mußte stillehalten - nur die Gedanken, sie waren da und ließen sich auch nicht vertreiben.

Ich sah die Nachbarin in ihrem Garten jeden Tag. Mit wieviel Liebe pflegte sie alles! Sie mähte den Rasen, beschnitt die Rasenkanten, der Garten war ein kleines Kunstwerk. Auch den anderen Nachbarn schaute ich zu, wie sie säten und ernteten. Abends, nach der Hitze eines Sommertags, stellten sie Wasser bereit und gossen. All das hatte ich bisher auch getan, und nun war ich verurteilt, still dazusitzen und den anderen zuzuschauen - auch wenn es genug Arbeit auf dem eigenen Grundstück gegeben hätte. Ein- oder zweimal in der Woche kam ein junger Mann und besorgte das Wesentliche: Rasen mähen, Hecke schneiden und die Straße fegen. Ich konnte ihm anfangs nicht zuschauen, ich ertrug es nicht, einen anderen an meinem Platz zu sehen.

Als ich endlich eingesehen hatte, daß ich ersetzbar war, tat sich mir die Frage nach dem Sinn des ganzen auf. Sicher, Gartenarbeit machte Freude, aber während ich die Nachbarn beobachtete, kamen mir noch andere Gedanken. Hinter der Freude am Garten stand das harte Muß. Man mußte gießen, damit es nicht vertrocknete, man mußte jäten, um ernten zu können, man mußte die Hecke schneiden und den Rasen mähen, sonst würde im Nu aus einem gepflegten Grundstück eine Wildnis. Hatte es Sinn, sein Leben auf diese Weise zu verbringen - das kostbare Leben? Es mußte noch etwas anderes dahinterstecken als



die Freude, und das hatte etwas mit diesem Muß zu tun. Ich wollte mir beweisen, daß ich in einem kleinen Stückchen Leben der Herr bin, daß ich es auf meine Art und Weise gestaltete. Aber das bedeutet zugleich, in einen Kreislauf hineingenommen zu werden und eingespannt zu sein, aus dem es so leicht kein Entrinnen gibt - und jetzt sah ich, ob ich wollte oder nicht, daß es auch anders möglich war. Während die Arbeit rief und lockte, lernte ich allmählich, in aller Seelenruhe dazusitzen und mir zu sagen: es geht auch so. Ich konnte den Nachbarn bei der Arbeit zuschauen, ohne daß ich gleich deren Sinn hinterfragte und ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Ein Nachbar sagte neulich tröstend zu mir: „Nächstes Jahr, da wird ihr Garten auch wieder anders aussehen.“ Ich weiß es noch nicht, ob ich im nächsten Jahr da wieder anfangen, wo ich voriges Jahr aufgehört habe. Ich habe Abstand gewonnen und sehe die Arbeit im Garten jetzt aus einer anderen Perspektive. Und wenn es Frühjahr wird und ich wieder soweit sein sollte, daß ich im Garten arbeiten kann, dann werde ich mich entscheiden. Dabei wird das zu erwartende Gemüse - es mag so gesund sein, wie es will - nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es wird davon abhängen, ob ich darauf verzichten kann oder will, mein Wesen im Garten zum Ausdruck zu bringen.

Noch zu etwas anderem mußte ich ein neues Verhältnis finden: Wie ich in Zukunft mit meiner rechten Hand umgehen würde. Sie hatte bisher die Hauptrolle gespielt, wie das bei Rechtshändern der Fall ist. In der Zwischenzeit hatte die linke Hand vieles übernommen, was vorher die rechte gemacht hatte. Sie konnte es inzwischen besser,

schneller, doch mit dem Erstarren der rechten Hand mußte diese ihren Anteil an der Arbeit wieder zurückfordern. Für mich hieß das, die rechte Hand neu zu programmieren, ihr hin und wieder einen Stups zu geben, mit ihr zuzufassen und die linke zurückzudrängen. Aber einige Dinge lassen sich nicht in einem halben Jahr lernen. Die rechte Hand war eben die geschicktere und hatte diese Rolle in 50 Jahren vertieft. Es gab Arbeiten, die nur die rechte ausführen konnte. Das fing an beim Nähen, im Umgang mit Messern - ich denke dabei an das Schneiden, an das Kartoffelschälen usw. - und endete beim Schreiben.

Schon in Elzach hatte ich immer wieder versucht mit der rechten Hand zu schreiben, aber sie war noch zu verkrampft. Sie konnte den Stift nicht halten. Jetzt habe ich diese Schwierigkeiten nicht mehr. Die Hand kann den Stift halten, aber es wird noch ein weiter Weg sein hin zum sicheren Schreiben. Auch das hat die linke Hand übernommen, so gut sie es vermag. Zuerst war die Schrift sehr wackelig, und ich ermüde auch leicht dabei, aber es reicht für alle Fälle aus. Man hat ja oft etwas zu notieren, zum Beispiel am Telefon. Es macht noch große Schwierigkeiten, mit der rechten Hand den Hörer zu halten, zuzuhören, was gesagt wird, und gleichzeitig mit der linken Hand mitzuschreiben. Wie gut, daß man zwei Hände hat!

Im August habe ich versucht, wieder mit der Maschine zu schreiben. Am Anfang war es mühsam. Die rechte Hand traf einfach den entsprechenden Buchstaben nicht, aber die linke zog die rechte mit. Es ging von Tag zu Tag besser, und inzwischen schreibe ich nicht allzu lange Briefe und Adressen mit der Maschine. Welch ein Gefühl war

das, als der erste Brief fertig vor mir lag und ich die Briefmarke auf den Umschlag klebte. Es war wieder ein Schritt hin zur Kommunikationsfähigkeit mit den Menschen.

Was die Geschicklichkeit angeht, so habe ich noch oft meine Schwierigkeiten, vor allem wenn ich, um etwas zu verrichten, zu fassen, zu bewegen, beide Hände benötige. Schuhe binden habe ich jetzt gelernt, Knöpfe zumachen kann ich ebenfalls, aber zum Beispiel eine Halskette verschließen, das gelingt mir noch nicht. Die Geschicklichkeit und Genauigkeit hat mir ebenfalls viel Kopfzerbrechen gemacht. Früher hatte ich es sehr genau genommen mit dem, was ich machte. Nicht daß ich die anderen verurteilt hätte, die ungeschickter waren als ich, aber bei mir durften Ungenauigkeiten oder Nachlässigkeiten nicht vorkommen; z. B. daß ich keine gepflegten Nägel hatte, das hätte ich mir nie verziehen - oder nach dem Spülen war es mir wichtig, die Gläser blitzblank zu polieren. Auch hier mußte ich Abstand davon nehmen, ein gepflegter Mensch, eine gute Hausfrau zu sein. Das heißt jedoch nicht, daß man sich nun gehenläßt; es kommt vielmehr darauf an, an sich selber zu fühlen, wie es ist, wenn man nicht in der Lage dazu ist. Viele Menschen sind dazu nicht fähig, aus mancherlei Gründen. Ich mußte lernen, meine Maßstäbe zu überdenken, Maßstäbe, die ich früher als selbstverständlich betrachtet hatte, und ich kam zu dem Schluß, sie nicht mehr so wichtig zu nehmen. Doch dann sind eben die Maßstäbe keine Maßstäbe mehr, nach denen man sein Leben ausrichtet. Es ist gar nicht so einfach, von etwas

loszulassen, was einem sein Leben lang wichtig war, nach dem man sein Leben ausgerichtet hat. Man läuft Gefahr, sich damit selbst aufzugeben.

Ich saß auf der Bank in der Küche und schaute zu, wie mein Mann mich bediente, wie er den Tisch deckte, kochte und abwusch. Jeden Handgriff sah ich - und da war vieles, was ich anders gemacht habe oder hätte. Ich sah alles und konnte ihm die Arbeit doch nicht aus der Hand nehmen und sie auf meine Weise, nach meinen Maßstäben tun. Ich wollte und konnte ihn nicht kritisieren. So wurde ich still und ließ das alles in mir wirken, und schließlich sah ich ein, daß Regeln und Maßstäbe kleinzuschreiben sind, ja wegzufallen haben und daß der Maßstab der Liebe der einzige ist, der Geltung hat. Zur Liebe gehört auch, daß man dem anderen das Recht zugesteht, ein eigener Mensch zu sein, nicht nur dem fernen, der mich gar nichts angeht, sondern dem in der Nähe, dem Nächsten. Wie sehr habe ich doch immer wieder meinen Nächsten gezeigt, sei es meinem Mann oder meinen erwachsenen Kindern, daß ich etwas besser kann als sie, daß ich mehr Ahnung von einer Sache habe.

Liebe, das ist nicht nur Geben, Liebe das ist auch Nehmen, den andern so zu nehmen, wie er ist. Die eine, richtige Art, etwas im Leben zu tun, gibt es nicht. Der Beginn von allem muß die Liebe sein. Erst jetzt habe ich den Kirchenvater Augustinus verstanden, wenn er sagt: „Liebe - und dann tu, was du willst.“ Das einzusehen, war für mich am schwersten: den Maßstab zu ändern, nach dem ich etwas beurteile und dann verurteile. Diese Erfahrung war wohl die wichtigste, die mir durch meine Krankheit

zuteil geworden ist. Sie umzusetzen, das steht auf einem anderen Blatt - damit werde ich mein Leben lang zu tun haben.

Vor einem Jahr habe ich über das Thema „Wachsen hört nicht auf“ einen Vortrag gehalten. Einige Sätze daraus sollen meine Geschichte abschließen: „Wachsen will nicht aufhören, solange wir leben, vorausgesetzt, wir nehmen an, daß Leben Wachsen bedeutet; in jedem Augenblick etwas hinter sich zu lassen, ein Stück weit zu sterben, um im nächsten Augenblick auch wieder ein Stück weit neu geboren zu werden, neu zu werden - daß Leben heißt, niemals die alten bleiben zu können.“